ADOLPH STRECKFUSS

DER AUSGEWIESENE

WHINK E-BOOKS

DER AUSGEWIESENE.

POLITISCHE NOVELLE.

ADOLPH STRECKFUß

BERLIN
WILHELM CORDUAN, 1850

IMPRESSUM

whink e-books unterliegen (außer in den gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten, insbes. dem § 70 des UrhG. Die Nutzung dieses e-Books ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, verteilt, vertrieben noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung.

© 2026 whink e-books
10555 Berlin | Elberfelder Str. 12
whink44@posteo.de

INHALT

Einleitung.
Erstes Capitel.
Zweites Capitel.
Drittes Capitel.
Viertes Capitel.
Fünftes Capitel.
Sechstes Capitel.
Siebentes Capitel.
Achtes Capitel.
Neuntes Capitel.
Zehntes Capitel.
Elftes Capitel.
Zwölftes Capitel.
Dreizehntes Capitel.
Vierzehntes Capitel.
Fünfzehntes Capitel.
Sechszehntes Capitel.
Siebzehntes Capitel.
Achtzehntes Capitel.
Neunzehntes Capitel.
Zwanzigstes Capitel.
Einundzwanzigstes Capitel.

Zu diesem E-Book

EINLEITUNG.

ICH HABE Dir mein Leser in den vorliegenden beiden Erzählungen, der Biographie Kinkel's und der Geschichte der Dresdner Mairevolution, zwei ernste, geschichtliche Aufsätze übergeben. Um mein Versprechen zu erfüllen, überreiche ich Dir gegenwärtig in dem leichtern Gewande der Novelle einen andern Aufsatz, der, wie ich hoffe, ebenfalls nicht ohne Interesse für Dich sein wird. Freier kann die Feder sich bewegen, wenn sie von bestimmten Verhältnissen abweicht, weniger ist sie der Chikane, weniger der Verfolgung ausgesetzt. Nimm deshalb, Leser, die folgende Novelle hin, und wenn Du glaubst, daß Manches sich wirklich so zugetragen, wenn es Dir scheint, als fändest Du vielleicht Bekannte, so bedenke, daß eine Novelle eben nur ein Dichterwerk ist.

In Norddeutschland liegt Warburg, die Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Warburg.

Ich sehe schon, mein Leser, wie Du sehr aufmerksam und wißbegierig Deinen Atlas ergreifest, um eifrigst auf [630] der Charte nach dem Fürstenthume Warburg und nach der Residenzstadt dieses Fürstenthums zu suchen. Ich sehe, wie Du mit dem Finger hin und her fährst auf der Charte, und wie Du dennoch weder die Stadt noch das Fürstenthum findest, denn eine Haupt- und Residenzstadt in unserem gesegneten Vaterlande zu finden, ist, ich gestehe es ein, eine schwierige Sache. Wo so unendlich viele Haupt- und Residenzstädte, wo so viele Herzog- und Fürstenthümer so bunt durch einander gewürfelt liegen, da kann sich wohl schon eins verstecken, und so mag es auch mit dem Fürstenthume Warburg der

Fall sein. Lege deshalb nur getrost Deine Charte bei Seite und laß es Dir gleichgültig sein, ob Warburg an der Oder, an der Elbe oder an der Spree, an der Pleiße, an der Elster oder, Gott weiß wo, liegt, auf unsere Geschichte wird das keinen Einfluß haben, und wenn Du Dich nur heimisch in Warburg fühlst, so mag es Dir wohl ganz egal sein, wo die Stadt liegt; heimisch aber sollst Du Dich fühlen an dem Orte, wo die Thatsachen unserer Erzählung sich begaben, in jeder Beziehung heimisch; Alles wird Dich dort so heimathlich anlächeln, dort wirst Du Konstabler treffen und politische Vereine, dort wirst Du sehen, wie man diese Vereine auflöst, Du wirst mit aufgelöst werden, und wenn Du gutes Glück hast, so kannst Du ebenfalls die Nacht auf der Wache zubringen.

So lies denn ruhig weiter, mein Leser, und fühle Dich froh und gemüthlich in dem Gedanken, daß Du nicht weit zu gehen brauchst, um nach Warburg zu gelangen.

Ja, das Fürstenthum Warburg war ein gesegnetes Land, dort herrschte Fürst Ferdinand LXXII., ein trefflicher [631] Mann, ein herrlicher König, der, als die Märzbewegungen im Jahre 1848 auch in Warburg zu spuken anfingen, sich sofort an die Spitze dieser Bewegungen gestellt hatte, nachdem er mehrere Stunden lang sein Volk hatte niederkartätschen lassen. Das aber hatte man in Warburg vergessen, denn auf dergleichen Kleinigkeiten kann es ja unmöglich einem gutgesinnten Bürger ankommen.

Das Jahr 1848 war für die guten Bürger von Warburg im ungestörtesten Genuß der Freiheit, in der liebenswürdigsten Anarchie vorübergegangen. Auf den Straßen hatte man Katzenmusiken gebracht, man hatte einige kleine Revolutionen und Revolutiönchen der Abwechselung wegen in diesem Sommer versucht, kurz, man hatte Revolution gespielt und sich amüsirt so gut, als möglich, der Bürger mit dem Gewehre und der Patrontasche auf dem Rücken, der Proletarier damit, daß er hier oder dort eine Katzenmusik brachte, oder diesem oder jenem mißliebigen Manne die Fenster einwarf.

So war das Jahr 1848 vergangen, und mit diesem Jahre auch die

Zeit der Freiheit. Als das Jahr 1849 hereinbrach, da war Alles anders geworden in Warburg. Der Fürst stand nicht mehr an der Spitze der Bewegung, die Bürger gingen nicht mehr mit den Gewehren auf der Schulter und die Straßenbuben brachten keine Katzenmusiken mehr, der Zeit der Revolution war die Zeit der Reaktion und Contrerevolution gefolgt, Warburg schmachtete unter dem Belagerungszustande.

Das war wohl eine treffliche Maßregel der Regierung, die Warburger konnte man nicht anders in Raison halten, als wenn man eine gehörige Anzahl gut abgerichteter Sol[632]daten in die Stadt legte, mit dem Befehle, bei jedem Volksauflaufe sofort von ihren Waffen Gebrauch zu machen, denn wie das alte Sprüchwort heißt: »Gegen Demokraten helfen nur Soldaten.

So hatte man denn auch in Warburg den Belagerungszustand erklärt, eine Veranlassung dazu war freilich eigentlich nicht vorhanden gewesen, denn nachdem die Warburger im Laufe des Sommers 1848 ihr Müthchen genug abgekühlt hatten, waren sie der Teufeleien auf den Straßen selbst überdrüssig geworden, sie fingen an, ruhig, nüchtern und zufrieden zu werden, und sie unterdrückten selbst mit aller Kraft jeden Skandal, der in ihrer Mitte vorkam.

So war es denn niemals ruhiger in Warburg, als im März 1849, ein Jahr, nachdem die Revolution vergangen war.

Die Vertreter des Volkes waren in einer National-Versammlung vereinigt und beriethen über die Interessen jenes armen, so sehr gedrückten und geplagten Volkes. Da wurde plötzlich die National-Versammlung aufgelöst. Fürst Ferdinand LXXII. oktroyirte dem guten Warburg eine vortreffliche Verfassung und zu gleicher Zeit auch den Belagerungszustand bis auf Weiteres.

Der Leser sieht, es geht in kleinen Fürstenthümern wie in den großen zu.

Das war in Warburg zu Anfang des Jahres 1849 geschehen. Fürst Ferdinand LXXII. regierte wieder, obgleich noch immer dem Scheine nach als konstitutioneller Fürst, doch so absolut, als früher, und sein treffliches Ministerium, an dessen Spitze der Herr von

Leffnet stand, half ihm da[633]bei in tiefster Gewissenhaftigkeit gegen den fürstlichen Herrscher nach allen Kräften.

Man hatte eine Verfassung oktroyirt, aber da man sie selbst oktroyirt hatte, so brauchte man sie natürlich nicht zu halten. In dieser Verfassung waren Preßfreiheit, freies Vereinigungs- und Versammlungsrecht, allgemeines Wahlrecht, das Recht jedes Deutschen, an jedem Orte in Warburg seinen Wohnsitz zu nehmen, und viele andere schöne Rechte garantirt, aber dessen ungeachtet war die Presse in Warburg unterdrückt, vom freien Vereins- und Versammlungsrecht wußte man Nichts, jeder Fremde, der irgend demokratischer Gesinnungen verdächtig war, wurde aus Warburg ausgewiesen, und, um das Ganze voll zu machen, oktroyirte sogar das treffliche Ministerium, als es mit einer, nach dem allgemeinen Wahlrecht zusammenberufenen Kammer nicht mehr zu regieren vermochte, ein neues Wahlgesetz, mit dem es eine bessere Kammer zusammen zu bekommen hoffte.

So weit war man in Warburg gekommen, als der Sommer 1849 herannahte, und mit ihm die neue, nach einem ganz besonders geistreichen Wahlgesetze berufene zweite Kammer. Da wollte man denn von oben her den guten Bürgern ein kleines Vergnügen machen, man wollte ihnen wieder einmal etwas freies Versammlungsrecht und etwas freie Presse genießen lassen in der Hoffnung, daß sie bald genug selbst dieser Rechte überdrüssig werden würden, und so wurde denn der Belagerungszustand aufgehoben, und ein Preß- sowie ein Vereinsgesetz erschienen.

Die demokratische Partei in Warburg, welche während des Belagerungszustandes fast geschlafen zu haben schien, [634] erwachte plötzlich mit der Aufhebung desselben wieder zu neuem, regem Leben. Im Augenblick bildeten sich nicht nur in der Stadt, nein, fast im ganzen Fürstenthum Warburg, eine Masse demokratischer Vereine und diese Vereine organisirten sich in einer dem Ministerium Schrecken erregenden Weise. Eine nie geahnte Macht der Demokratie kam zum Vorschein und das Ministerium war daher entsetzt über seine eigene Schöpfung, sein eigenes Vereinsgesetz.

Es kam jetzt darauf an, dieses Gesetz wiederum zu umgehen, zu brechen, zu verletzen, aber natürlich wenigstens immer mit dem Anscheine der Gesetzlichkeit.

Zuerst versuchte man, die Vereine zu tödten, indem man die Mitglieder derselben, soweit es irgend möglich war, verfolgte. Kein Staatsbeamter durfte Theil nehmen an irgend einem Vereine, der volksfreundliche Tendenz hatte, durch ein strenges Disziplinargesetz wurde er gemaßregelt auf jede nur mögliche Weise, und so gelangte man denn endlich auch dahin, daß die Beamten nach und nach aus den demokratischen Vereinen fortblieben.

Man ging weiter. Den Handwerkern entzog man die Arbeit, die Gesellen wies man, wenn man sie als Mitglieder eines Volksvereins kannte, aus Warburg aus, kurz, man begann einen förmlichen Krieg gegen die Demokratie in den Vereinen. Anfangs bediente man sich zu diesem Zwecke noch einigermaßen gesetzlicher Waffen, aber bald wurden auch diese Waffen weggeworfen, und man griff nun zu allen Mitteln der Gewalt, deren ein Ministerium im Fürstenthum Warburg irgend mächtig war.

Das Mittel, welches man gegen diese Vereine anwendete, war ein ziemlich sonderbares und merkwürdiges, aber [635] es war doch ein recht gutes und wenn es nicht schon so bekannt wäre, würden wir es des Längern und Breitern auseinandersetzen.

Man machte sich nämlich den Scherz, dem neuen Vereinsgesetz gemäß in jeden politischen Verein ein oder zwei Polizeibeamte zu senden; dazu hatte man das Recht, denn das oktroyirte Vereinsgesetz gestattete dies. Nun sagte allerdings dies Gesetz, daß die Polizei-Beamten nur dann das Recht haben sollten, den Verein aufzulösen, wenn in demselben zu irgend einer strafbaren Handlung aufgefordert würde; aber mit einer solchen Bestimmung konnte man es unmöglich genau nehmen, es kam ja nur darauf an, die Vereine aufzulösen, der Grund war ein gleichgültiger, und so löste man denn auf, ja man löste auf unter wirklich höchst komischen und niedlichen Gründen.

Einmal behauptete der Polizeibeamte, es hätte ihn Jemand schief angesehn und er sei dadurch verhöhnt worden, ein anderes Mal fand man eine Rede unpassend, ein drittes Mal mißfiel ihm irgend eine Aeußerung des Vorsitzenden, ein viertes Mal die Ausschmückung des Lokals, kurz, man löste die Versammlungen auf, weil man sie auflösen wollte.

Ich sehe, lieber Leser, Du lächelst ungläubig, Du kannst es nicht begreifen, wie in einem deutschen Staate eine solche Willkür gehandhabt werden kann, Du kannst es nicht begreifen, daß es gegen solche Uebergriffe von Polizeibeamten keinen Schutz des Gesetzes gegeben habe. Lächele nicht, in Deutschland gehen gar seltsame Dinge vor, und in Warburg unter Ferdinand LXXII. und dem Ministerium [636] Leffnet sind noch ganz andere Dinge vorgegangen, als ungerechtfertigte und willkürliche Auflösungen von Vereinen.

Dies war der Zustand der Stadt und des Fürstenthums Warburg zu jener Zeit, in welcher wir unsere Erzählung beginnen. Wir haben dem Leser die Lage des Landes und der Stadt ausführlicher erzählt, als dies wohl sonst in einer Novelle Sitte ist, aber wir schreiben ja eine politische Novelle und da wird manches Wort über die Politik des trefflichen Ministeriums Leffnet in diesen Blättern seine Stelle haben müssen.

ERSTES CAPITEL.

ZWEI DEMOKRATISCHE FÜHRER.

AN EINEM HÄSSLICHEN, naßkalten Novembertage schritt dicht in seinen Mantel gehüllt ein hoher Mann durch die Straßen von Warburg, rasch ging er seines Weges, kaum um sich schauend und nur zuweilen den Hut lüftend, wenn er von diesem oder jenem Bürger freundlich gegrüßt wurde; das aber freilich geschah oft genug, ein Jeder schien diesen Mann zu kennen, ihn zu achten, ihn lieb zu haben, denn fast alle die Bürger, die ihm begegneten, lüfteten mit einer gewissen Ehrfurcht den Hut, wenn sie an ihm vorübergingen.

»Guten Abend, Herr Doktor Schubert!« so tönte es fast alle Augenblicke einmal, während der Doktor schnell vorwärts eilte.

Er kam eben an einem großen, hell erleuchteten Hause vorbei, in welches eine Menge Menschen eifrig hineinströmten. Auch Doktor Schubert schien einen Augenblick die Absicht zu haben, seine Schritte diesem Hause zuzulenken, aber er stand still, einen Moment zögerte er, dann schritt er weiter, indem er halbleise in den Bart murmelte:

»Freilich sollte ich wohl, aber nein, was soll aus mei[638]ner Frau, aus meinen Kindern werden? Ich gehe nicht hinein.«

Er setzte um so eilfertiger seinen Weg fort, als er plötzlich von einem jungen Manne aufgehalten wurde, der ihm gerade in den Weg trat und ihm forschend unter den Hut blickte, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte.

»Wohin?« rief der junge Mann, der den Doktor erkannt hatte und nun dessen Arm unter den seinigen zog. »Du darfst da nicht so

eilfertig vorbeigehn, Du mußt mit mir kommen, Du weißt, es ist heute Volksverein und ein gar wichtiger Tag ist es für unsere Partei, denn wir wollen heute das Gedächtnißfest Robert Blums, jenes herrlichen Freiheitsmärtyrers feiern. Du darfst dort nicht fehlen, Schubert, komm also mit mir und sprich einige begeisternde Worte an den Verein, Niemand ist dazu mehr fähig, als Du.«

Wieder stand Doktor Schubert zögernd.

»Nein, nein, Markmann«, sagte er endlich mit bitterm Tone, »ich kann nicht, ich darf nicht! Bedenke, daß ich Frau und Kind zu Hause habe, bedenke, daß meine Stelle als Lehrer mir vom Ministerium genommen werden kann, wenn ich mich irgend einmische in die politischen Verhandlungen der Vereine. Ich habe andere Pflichten und ich darf Deinem Rufe daher nicht folgen. Was sollte meine Frau, was sollten meine Kinder machen, wovon sollten sie leben, wenn mir meine Lehrerstelle genommen würde? Ich kann und darf Dir nicht folgen, wie gern ich auch möchte.«

Mit einem fast spöttischen Lächeln hatte Markmann den Worten des Doktor Schubert zugehört.

»Ich kenne Dich kaum wieder, Schubert; bist Du denn [639] noch der Mann aus dem Jahre 1848, der kühne, gewaltige, begeisterte Volksredner, der Mann, der so oft mit donnernder Stimme von der Tribüne herabrief: Der heiligen Freiheit müßt Ihr Alles opfern, Euer Blut, Euer Gut, Euer Leben! Und jetzt zögerst Du um einer elenden Stelle willen, die kaum Dich und die Deinigen ernährt, während Du mit Deinen Talenten überall Dir ein anderes Brot zu verschaffen im Stande bist?«

»Sage das nicht,« entgegnete Doktor Schubert düster. »Oft habe ich es versucht, mit meiner Feder durch schriftstellerische Arbeiten Etwas zu verdienen, aber entweder habe ich kein Talent, oder der Buchhändler konnte die Schrift eines Mannes nicht verwerthen, dessen Name nur in dem engen Kreise der Warburger bekannt ist. Kurz, immer wurde ich zurückgewiesen, und ich habe daher wohl einsehn gelernt, daß meine ganze Existenz in meinem Amte liegt. — Man hat mir dort oben noch nicht vergessen, daß ich im Jahre 1848

als Führer des Volks austrat und bei diesem beliebt und geehrt war, wie Wenige. Man möchte mich gar zu gern von meiner Stelle entfernen, wenn man nur einen Grund dazu hätte, und nur dadurch, daß ich, ohne gegen meine Ueberzeugung aufzutreten, mich in neuester Zeit jeder politischen Agitation enthalten habe, nur dadurch vermochte ich, mich bis jetzt zu halten. — Rede mir deshalb nicht zu, Markmann, laß mich ruhig meines Weges gehen, glaube mir, es wird mir ohnehin schwer genug, von Euch fern zu bleiben in dieser traurigen Zeit, aber soll ich Weib und Kind verhungern lassen?«

»Du hast Recht, Schubert; Jeder ist sich selbst der Nächste,« erwiderte Markmann mit kaltem, eisigem Spotte. [640] Wer wird sich auch um des elenden Volkes willen in die Gefahr begeben, ein Stück Regierungsbrot zu verlieren. Ich verdenke es Dir gar nicht, geh nach Hause, Du solider Bürger, sprich nicht mehr in Vereinen, sei fein gehorsam, schmeichle, schweifwedele und Du wirst es vielleicht noch weit bringen, vielleicht gar bis zum Professor oder Konsistorialrath.«

Eine dunkle Röthe überflog das Gesicht des Doktor Schubert.

»Du verkennst mich, Markmann«, sagte er heftig erregt, »ich werde nicht schmeicheln, nicht Speichel lecken um elender Beförderung willen!« — —

»Aber Weib und Kind!« rief Markmann lachend. »Freilich, das ist immer die Entschuldigung. Siehe doch, wie jetzt die guten Spießbürger mit vollem Winde der Reaktion zusegeln, einer nach dem andern fällt ab von der Partei, besucht die Versammlungen der Konservativen, wählt mit diesen, und wenn unser Eins ihm dann einmal begegnet und mit ihm spricht, da sagt er geheimnißvoll: Im Herzen bin ich ein so guter Demokrat wie jemals, aber was soll ich thun, ich hänge ab von der Reaktion, ich habe Weib und Kinder und für diese muß ich sorgen. — Wahrlich, Du bist auf gutem Wege, Schubert.«

Schubert biß sich auf die Lippe, er antwortete nicht. Markmann fuhr etwas milder fort:

»Erinnerst Du Dich noch der Volksversammlungen im Jahre 1848? Du warst es, Du gerade vor allen Andern, der mit kühnen, kräftigen Worten das Volk aufrief, es ermahnte, sich loszusagen von allen den Banden, welche es zurückhielten an der Knechtschaft; Du fordertest kühn die [641] That, Du jedes Opfer für die Freiheit, und jetzt, jetzt willst Du von uns abfallen?«

»Nein, gewiß, das will ich nicht!« rief Schubert entrüstet. »Ich bleibe Euch treu, aber ich will es vermeiden, öffentlich aufzutreten.«

»Solche Bundesgenossen können wir nicht gebrauchen, die schaden uns mehr, als sie nützen. Wär'st Du irgend ein unbekannter Mensch, ich würde Dir verzeihen, aber Dein Name ist bekannt, ja berühmt, auf Dich blickt das Volk als auf einen der ersten seiner Führer; ziehst Du Dich in die Dunkelheit zurück, dann höre ich schon unsere guten Bürger sagen: ›Ei, wenn Schubert es nicht mehr wagt, öffentlich hervorzutreten, weshalb sollen wir denn unser Brot, unser Hab und Gut riskiren?‹ Du, gerade Du vor allen, darfst nicht unthätig sein, bei Dir ist Unthätigkeit, Zurückgezogenheit gerade so viel, als Verrath.«

»Aber Markmann!!«

»Verlaß Dich darauf, Schubert, nicht ich allein sehe die Sache so an; schon vielfach hat man mir die Frage aufgeworfen: wo ist Schubert, weshalb läßt er sich nicht in den Vereinen sehen, will er sich von der Partei zurückziehn? und nur mit Mühe habe ich den von Manchen geäußerten Verdacht, als seiest Du uns untreu, ein Verräther geworden, zu bekämpfen vermocht.«

»Wie?!« rief Schubert entrüstet. »Man hat gewagt, mich zu verdächtigen, mich für einen Verräther zu halten?«

»Gewiß, das hat man gewagt, von vielen Seiten ist das geschehen und Du hast genügende Veranlassung dazu gegeben. Komm also jetzt mit mir, schließ Dich uns wieder an und verlaß Dich auf mein Wort, wenn wirklich [642] die Regierung Dir Deine Lehrerstelle nehmen würde, dann wollen wir dafür sorgen, daß Du als Privatlehrer, wenn auch ein kümmerliches, doch ein

Auskommen habest.«

Eine düstre Wolke der Sorge flog über Schuberts hohe Stirn; nach einer langen Pause sagte er endlich entschlossen:

»Wohl, es sei, ich werde Deinem Rathschlage folgen, ich werde Dich in den Verein begleiten, obgleich ich weiß, daß von diesem Augenblicke an, mein Lebensglück vernichtet ist. Aber meine Ehre erforderte ihre Wiederherstellung, kein Makel, kein Verdacht darf auf meinem Namen kleben. Man soll sehen, daß ich wirklich fähig bin, mein Gut, ja selbst mein Weib und meine Kinder meiner politischen Ueberzeugung zu opfern. — So komm denn, Markmann, gehen wir in den Verein.«

ZWEITES CAPITEL.

EIN POLITISCHER VEREIN.

SO KEHRTEN DENN die Beiden um und eilten dem hell erleuchteten Hause zu, in welchem sich mehr und mehr Besucher zusammendrängten. Sobald indessen Markmann und Schubert erschienen, machten Alle ihnen freundlich Platz. Die beiden beliebtesten Volksredner und Führer der Demokratie in Warburg wurden allgemein freundlich empfangen und besonders erregte die Anwesenheit Schuberts, der seit mehreren Monaten keinen Verein der Volkspartei besucht hatte, eine große Freude unter allen anwesenden Demokraten.

Um 8 Uhr Abends sollte die Sitzung des Vereins beginnen. Der Saal war festlich mit Blumen ausgeschmückt, eine schwarz-roth-goldene Fahne wehte über der Rednertribüne, die mit Blumenguirlanden verziert war.

Als Schubert und Markmann in den Saal traten, welcher bereits zur größern Hälfte theils von Männern, theils von Frauen angefüllt war, bewillkommnete sie ein allgemeines Beifallsklatschen, als freudiger Gruß für den [644] wiedergewonnenen Schubert, denn gar Mancher unter den Versammelten hatte geglaubt, daß Schubert, der dem Vereine so lange nicht beigewohnt hatte, durch die strengen Willkürmaßregeln der Regierung gebeugt und der Volkspartei abtrünnig gemacht worden sei.

Schubert wurde von Markmann der Rednertribüne zugeführt, auf der er so oft und mit Beifall gesprochen hatte, der Tribüne, von der herab er die reinen Lehren der Demokratie im Herzen des Volkes fest zu begründen, bestrebt gewesen war.

Es schlug acht Uhr, aber noch immer drängten neue Ankömmlinge sich durch die enge Thür, um Theil zu nehmen an der Versammlung. Diese sollte eben beginnen, als die Abgeordneten der Obrigkeit, der Polizeiwachtmeister Weise und ein untergeordneter Polizeibeamter in den Saal traten und nach dem Präsidenten der Versammlung fragten. Markmann trat ihnen entgegen und bat sie, auf den für die Polizeibeamten bestimmten Sessel Platz zu nehmen. Aber mit unverschämtem Blicke schaute sich der Polizeiwachtmeister Saale um.

»Erst nehmen Sie die Fahnen herab, ich werde eine solche Ausschmückung des Lokals nicht leiden!« sagte er mit ächter Polizei-Brutalität.

Erstaunt fragte Markmann:

»Weshalb sollen die Fahnen herabgenommen werden?«

»Weil ich's befehle!« war die kurze und gebieterische Antwort des Polizeiwachtmeisters.

»Es steht Ihnen hier kein Recht zu, Befehle über die Ausschmückung des Saales zu geben«, erwiderte Markmann mit ruhiger Energie.

[645] »Nach dem Gesetze sind Sie nur berechtigt, den Verein bei einer etwaigen Aufforderung zu strafbaren Handlungen aufzulösen, keineswegs aber, sich in die Verhandlungen des Vereins oder gar in die Anordnungen zur Ausschmückung des Saales zu mischen.«

»Ich befehle Ihnen noch einmal, augenblicklich die Fahne wegzunehmen, widrigenfalls ich den Verein auflösen werde.«

»Ich sehe keine Veranlassung, einem solchem Befehle Folge zu leisten.«

»Dann ist hiermit der Verein aufgelöst. Gehen Sie, Herr Markmann, und verkündigen Sie es der Versammlung!«

»Auch dazu sehe ich keine Veranlassung. Ich habe den Verein noch gar nicht eröffnet und kann ihn daher auch nicht auflösen. Wenn Sie dies indessen thun wollen, so mögen Sie es selbst erklären.«

Wüthend über den ihm gewordenen Widerspruch sprang Weise

auf einen Stuhl und schrie mit brutaler Stimme die Versammlung an, daß der Verein aufgelöst sei und daß daher die anwesenden Mitglieder schleunig das Lokal verlassen müßten. Er sprang sodann vom Sessel herab in ein Vorzimmer und hier ließ er eine kleine schrillende Pfeife erschallen, welche augenblicklich beantwortet wurde von dem Schrillen vieler ähnlicher solcher Pfeifen.

Kaum eine Minute verging, nachdem der Ton der Pfeife zuerst gehört worden war, da stürzten plötzlich durch eine Glasthür, welche von dem hintern Ende des Saales in einen Garten führte, wohl zwanzig Polizeibeamte mit [646] gezogenen Säbeln in den Saal, und nun entwickelte sich hier eine ganz wunderbare Scene.

Der Polizeiwachtmeister Weise sprang auf die Tribüne und brüllte von hier aus die Versammlung an, daß sie aufs Schleunigste das Lokal verlassen möge, widrigenfalls die Polizeibeamten von ihren Waffen Gebrauch machen würden.

Angstvoll drängten sich Männer und Frauen der einzigen Ausgangsthür zu; aber gegen Tausend Personen waren anwesend und diese vermochten natürlicher Weise nicht, mit einem Male das Lokal zu verlassen. So vergingen denn mehrere Minuten.

Da sprang plötzlich der Polizeiwachtmeister über Tische und Stühle mit geschwungenem Säbel und indem er brüllte, daß man sich beeilen möge, schlug er mit der flachen Klinge unter die Männer.

Das war das Signal zu einer allgemeinen Metzelei. Alle die übrigen Polizeibeamten zogen die Säbel und nun ging es an ein Einhauen auf die unbewaffnete Menge, nun wurde diese gepreßt, gedrängt, gestoßen, und es gab blutige Wunden; Einige versuchten, sich zu widersetzen, diese wurden ergriffen und verhaftet. Andere arretirte man ohne irgend welche Veranlassung, lediglich zum Vergnügen der Polizeibeamten.

Das war in der That eine seltsame Scene, eine Scene, wie man sie wohl in Rußland, Persien und der Türkei bisher für möglich gehalten, nicht aber in einem civilisirten Staate.

Endlich war der Saal geleert, und nun wiederholte [647] sich auf

dem Flur und auf der Straße vor dem Hause dasselbe Manöver.

Markmann und Schubert waren fast die letzten, welche den Saal verließen. Schubert hielt die Zähne auf einander gepreßt, seine Augen sprühten ein wildes Feuer. Wie gern hätte er seiner Wuth, seiner Entrüstung nachgegeben wie gern sich auf die, wie wilde Bestien wüthenden Polizeibeamten geworfen, aber die Vernunft siegte in ihm, und so strengte er sich denn nach Kräften an, überall, wo eine Stockung in der durch die eine Glasthür sich drängenden Masse entstand, das Hemmniß zu heben, damit nicht weitere Unglücksfälle zu beklagen seien. So war er als einer der Letzten geblieben und verließ das Lokal, während dicht hinter ihm der Polizeiwachtmeister Weise ging.

Dieser erkannte kaum den Doktor Schubert, als er sich gegen diesen halb verneigte und mit spöttischem Tone sagte:

»Ei, Herr Doktor Schubert, Sie sind auch hier? Es wird manchen der Herren vom Schulkollegium eine große Freude machen, zu erfahren, daß der Lehrer an einem Gymnasium die Vereine von Anarchisten und Demokraten besucht. Ich werde nicht unterlassen, dies zu melden.«

»Thun Sie, was Ihnen beliebt, erwiderte Schubert ruhig und wendete sich verächtlich von dem Polizisten ab. Dieser rief ihm spöttisch nach:

»Wir werden uns weiter sprechen, Herr Doktor!«

Dann drängte er sich vorbei, um aufs Neue wie ein wildes Thier unter die vor ihm flüchtende Menge zu dringen.

DRITTES CAPITEL.

DIE FAMILIE.

SCHUBERT KEHRTE, als er den Sitzungssaal verlassen hatte, nach seiner Wohnung zurück. Er blickte noch einmal um sich, aber der Anblick, den er hatte, brachte ihn nur dazu, seine Schritte um so mehr zu beschleunigen, weil er eine solche innere Wuth fühlte, daß er derselben vielleicht Luft gemacht haben würde, wenn er sich dazu nicht selbst die Gelegenheit abgeschnitten hätte.

Der Anblick, welcher sich ihm darbot, war allerdings ein wahrhaft scheußlicher. Da sah er, wie zwanzig bis dreißig Polizisten wie Wüthende über die harmlos Vorübergehenden herfielen; oft wurden Leute, die gar nicht einmal an jenem Abende im Vereine anwesend gewesen waren, arretirt. Andere Polizisten rannten mit erhobenen blanken Säbeln Flüchtenden nach, die schnellen Laufes die Straße entlang eilten. Dazwischen schrillten die Polizeipfeifen und aus allen Winkeln und Gassen kamen neue Polizisten zu Hülfe, um dasselbe Spiel zu beginnen. Das Geschrei der Weiber und Kinder, welche theils umgerannt, [649] theils selbst von den Säbeln der Polizisten geschlagen wurden, die Ausrufe der Wuth von den Männern, welche ohne Waffen nicht im Stande waren, sich den nichtswürdigen Angriffen zu widersetzen, das Alles machte einen furchtbaren Eindruck auf Schubert und schnell wendete dieser sich ab, um seiner Wohnung zuzueilen.

Schubert wohnte in einem entlegenen Theile der Stadt, der fast schon zur Vorstadt gehörte. Er hatte sich dort ein kleines Häuschen mit wenigen Zimmern ganz für sich gemiethet, und sein geringes Einkommen als Lehrer reichte gerade hin, um die mancherlei

Bedürfnisse seiner Familie zu bestreiten, Bedürfnisse, die in neuerer Zeit noch bedeutend gewachsen waren, dadurch, daß seine Frau schon lange auf dem Krankenbette lag, daß keine Hoffnung zur Besserung sich zeigte.

Es war 9 Uhr, als Schubert vor seinem Häuschen ankam, er öffnete die Thür und trat ins Wohnzimmer. Da lag auf dem Sopha seine Frau, ein bleiches Weib von dreißig und einigen Jahren, auf deren Gesicht Gram und Krankheit tiefe Züge eingegraben hatten. Fast grauenhaft blickten die großen, tiefliegenden, schwarzen Augen aus dem todtenbleichen Gesichte hervor und auch der scharfe Ausdruck dieser Augen trug nicht dazu bei, den unheimlichen Eindruck derselben zu mildern.

Frau Schubert lag auf dem Sopha, an welchem ein Tisch herangerückt war. Auf diesem Tische stand eine Lampe und an demselben saß mit weiblichen Arbeiten beschäftigt ein liebliches Mädchen von etwa 16 Jahren, die älteste Tochter Schuberts.

Röschen Schubert, der Liebling des Vaters, war auch [650] wirklich ein reizendes Kind; ein Kind, obgleich sie fast das sechszehnte Jahr zurückgelegt hatte, obgleich sie körperlich vollkommen erwachsen einer so eben frisch erblühten Rose glich; aber dennoch ein Kind, denn sie war so fröhlich, so harmlos, so liebenswürdig und unschuldig, so wenig verdorben durch die Welt, daß wir sie wohl ein Kind nennen dürfen.

Röschen war fleißig mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, aber sie legte sie augenblicklich hin, als der Vater erschien, um diesen zu empfangen, um ihm den Lehnstuhl an den Ofen zu rücken, die Pantoffeln und den Schlafrock zu holen, kurz, um es ihm recht behaglich im Zimmer zu machen.

Auch ein Knabe von dreizehn Jahren half ihm dabei, der einzige Sohn Schuberts, ein kräftiger, tüchtiger Bursche, der fleißig lernte und seines Vaters Freude war.

Schubert machte es sich bequem, zog Schlafrock und Pantoffeln an und setzte sich in den Lehnstuhl am Ofen. Aber es wollte ihm nach den abscheulichen Scenen, die er eben erlebt hatte, doch nicht

recht heimisch und gemüthlich werden und so traulich ihm auch Röschen vorplauderte, er vermochte nicht, den Frohsinn wieder zu erlangen, den er sonst im Kreise seiner Familie hegte.

Gar bald bemerkte Röschen dies, und indem sie dem Vater die Falten von der Stirne zu streichen suchte, fragte sie freundlich:

»Was ist Dir nur heut, Väterchen? Du bist so ernst, so traurig. Hast Du Aerger gehabt?«

»Ja«, erwiderte Schubert und erzählte nun seiner Frau und seiner Tochter, wie er in dem Verein gewesen, wie [651] dieser durch den Polizeiwachtmeister aufgelöst sei, und mit welcher Brutalität die Mitglieder des Vereins behandelt worden wären.

Mit stiller Aufmerksamkeit hörten beide, Mutter und Tochter, der Erzählung zu, nur Röschen unterbrach dieselbe einige Male mit einem Ausruf der Entrüstung.

Nachdem Schubert geendet hatte, sagte die Frau, welche mit ihren großen schwarzen Augen einen forschenden Blick auf Schubert warf:

»Hast Du auch wohl bedacht, was Du thatest, als Du in jenen Verein gingest? Hast Du die Folgen überlegt?«

»Ja, Marie,« entgegnete Schubert düster. »Ich weiß, was Du sagen willst, ich weiß, was Du fürchtest, wir haben oft darüber gesprochen. Aber, bei Gott, ich konnte nicht anders, meine Ehre war bedroht, mein Zurückziehen von der Partei hatte mich verdächtig gemacht, und diesen Verdacht mußte ich vor allen Dingen zu entkräften suchen.«

»Also solcher Kleinigkeiten willen setztest Du Deine, Deiner Frau, Deiner Kinder Existenz aufs Spiel?«

»Sei nicht so bitter, Marie, und bedenke, daß meine Ehre auf dem Spiele stand, das ist wahrlich keine Kleinigkeit.«

»Ei Ehre«, erwiderte die Frau verächtlich, »das ist immer das dritte Wort bei Euch Männern. Aber es ist eine Ehre, die kranke Frau auf ihrem Siechbette verhungern, die Kinder vielleicht betteln gehen zu lassen, oder wovon willst Du gelehrter Mann denn leben, wenn man Dir Deine Stelle nimmt? Und wahrlich, Du verdienst,

daß man sie Dir nimmt, unvernünftig genug bist Du dazu.«

[652] »Ich bitte Dich,« entgegnete Schubert, «sprich nicht so in der Kinder Gegenwart, bedenke,…«

»Ei was, ich habe bedacht, daß man Dich amt- und brotlos machen wird, daß wir hungern werden; wenn Du nicht endlich einen gewichtigen Schritt thust, so wird es nicht gut. —«

Der Herr Regierungsrath Baldemann war heute bei mir, während Du fort warst, und hat mich gewarnt und gebeten, ich möchte doch einmal ernst mit Dir sprechen.«

»Wie, Baldemann war hier? Weshalb sagtest Du mir Nichts früher davon?«

»Hast Du mich doch nicht zum Worte kommen lassen mit Deiner Erzählung von den Polizisten, die wahrhaftig wohl recht gethan haben, daß sie das Gesindel auseinandertrieben.«

»Aber ich bitte Dich ernstlich, sei vernünftig; nur Deiner Krankheit kann ich solche Reden verzeihen.«

»Ei, ich bin nicht so krank, daß ich nicht zu denken vermöchte, und ich will Dir was sagen, Schubert, wenn Du es gut meinst mit Deiner Frau und Deinen Kindern, dann gehe morgen hin zum Herrn Regierungsrath Baldemann und sage ihm, daß Du im Irrthume gewesen wärst, daß es Dir wahrhaft leid thue, und daß Du jetzt ebenso kräftig für die Regierung reden, arbeiten und schreiben wollest, wie Du es früher gegen dieselbe thatest, dann wird man Dir verzeihen, das hat mir Herr Regierungsrath Baldemann versprochen. Wenn Du das aber nicht thust, nun dann, hat er gesagt, würde man Dich beim ersten Versehen, dessen Du Dich schuldig machst, von Deinem Amte entfernen.«

[653] »Mögen sie thun, was sie wollen,« entgegnete Schubert entschlossen. »Ich werde nicht heucheln und ich werde nun und nimmermehr den Demüthigen spielen, um mir durch Lüge und Verrath eine elende Stellung zu erkaufen.«

»Also Du willst lieber Weib und Kind verhungern lassen?«

»Nicht doch, Marie, denke nicht gleich so schlimm von der Zukunft; unsere Mitbürger werden uns nicht verlassen.«

»Also betteln sollen wir gehen?« fragte spöttisch die Frau.

»Pfui, Marie, gebrauche dies entwürdigende Wort nicht! Wir wollen weder betteln noch auf andere Weise ein entehrendes Leben führen, unser Name soll rein erhalten bleiben. Ich werde als Privatlehrer, wenn auch nicht viel, doch so viel verdienen, daß wir nicht zu hungern brauchen.«

»Schon gut, Schubert,« erwiderte die Frau mit grämlichem, ärgerlichem Tone: »wir wollen sehen, wer Recht hat. Jetzt aber will ich zu Bett gehen, ich habe mich heute genug geärgert.«

Sie stand mit diesen Worten vom Sopha auf, freilich nicht, ohne die Hülfe Schuberts und ihrer Tochter zu beanspruchen, dann führten Beide sie in ihr Schlafzimmer und die Tochter war ihr behülflich beim Ausziehen. Schubert aber kehrte in sein Wohnzimmer zurück, und ging hier noch lange Zeit mit großen Schritten auf und nieder im innern Kampfe. Es war ein schwerer harter Kampf, den er zu bestehen hatte. Die Worte seiner Frau, wie unfreundlich sie auch gesprochen waren, hatten ihn doch tief ergriffen. Wenn es nun mit den Privatstunden nicht glückte, was sollte dann aus ihm, aus seiner Familie werden?

[654] Der schwerste Entschluß, den ein Mensch zu fassen vermag, ist gewiß der, eine sichere Stellung gegen eine unsichere aufzugeben, um vielleicht mit Weib und Kind dem Elende, dem Hunger nahezukommen, zumal, wenn nur ein Wort nöthig ist, um diese Stelle zu behalten.

Aber dies eine Wort, es war ein Wort der Schande, ein Wort der Schmach, Schubert vermochte es nicht zu sprechen, er vermochte nicht, sich zu demüthigen, zu heucheln, zu schmeicheln, und er war entschlossen, unter jeder Bedingung, möchten nun die Sachen gehen, wie sie wollten, fest zu beharren bei seiner Ueberzeugung.

VIERTES CAPITEL.

EIN BÜREAUKRAT.

AM FOLGENDEN Tage schon früh Morgens mußte Schubert, ohne seine Frau noch gesehen zu haben, sich nach dem Gymnasium aufmachen.

Der Direktor des Gymnasiums, ein freundlicher, gutmüthiger, ehrlicher Mann, empfing Schubert bei seinem Eintritte in das Gymnasialgebäude, es schien fast, als habe er auf ihn gewartet.

»Auf Sie warte ich, Herr Doktor!« rief er Schubert entgegen, als dieser grüßend schnell vorbeieilen wollte, denn die Zeit war schon so weit vorgerückt, daß der Unterricht begonnen werden mußte. »Bitte, treten Sie einen Augenblick zu mir näher, ich habe mit Ihnen zu sprechen.«

Schubert folgte der Einladung. Der Direktor führte ihn in ein kleines Zimmer, welches gewöhnlich zu den Konferenzen der Lehrer benutzt wurde. Mit höchst verlegener Miene, fortwährend hustend und sich die Hände in einer, nur ihm eigenthümlichen Art reibend, ging der Direktor im Zimmer auf und nieder, ehe er sich entschließen konnte, das [656] Gespräch zu beginnen. Schubert konnte sich wohl denken, was erfolgen würde, er wartete deshalb ruhig, es dem Direktor überlassend, seine Eröffnungen anzufangen.

Endlich blieb der Direktor vor ihm stehen:

»Hm! Hm! lieber Doktor, hm! — — — Ich habe den Auftrag, hm! — — — ich bin angewiesen, hm! — — — ich kann wirklich nicht umhin, — — hm! hm! — — — Sie dürfen es mir nicht zurechnen — Ihnen eine ernste Rüge zu ertheilen. Hm! hm! — —«

Wieder stockte der gutmüthige Direktor und suchte nach

Worten, den ihm ertheilten höchst unangenehmen Auftrag auszuführen, auf seinem gutmüthigen Gesichte lag dabei die größte Peinlichkeit ausgeprägt. Schubert konnte nicht umhin, der Seelenqual des Mannes ein Ende zu machen.

»Ich weiß es, Herr Direktor«, sagte er, »daß Sie nur ungern mir eine Rüge ertheilen, daß dies nur bei Ihnen eine Amtssache sein kann. Sie kennen ja meinen ganzen Lebenswandel, sie wissen, wie strenge ich meine Pflichten zu erfüllen mich bestrebt habe. Wenn sie daher angewiesen worden sind, mir eine Rüge zu ertheilen, so kann dies wohl nur in Beziehung auf meine politischen Antecedencien oder auf meine jetzigen Gesinnungen der Fall sein.«

»Ganz recht, liebster Doktor«, fuhr der Direktor fort, etwas mehr Muth gewinnend; »ganz recht, sehen Sie, so ist es.

Denken Sie sich nur, welchen Schrecken ich bekomme. Heute Morgen, es war noch nicht sieben Uhr, klingelt es bei mir und der Herr Regierungsrath Baldemann selbst, persönlich steht vor der Thür. Er theilte mir mit, daß [657] Sie gestern in einem demokratischen Verein gewesen seien und, ich glaube, gar gesprochen hätten.«

»Das ist nicht wahr, ich habe kein Wort geredet.«

»Hm! lieber Doktor, wie gesagt, ich — ich — ich — ich meine auch nicht — überhaupt — Sie wissen ja, ich habe gar keine politische Ansicht, ich bin ja nur ein Organ der Regierung und habe Ihnen nur mitzutheilen, womit ich beauftragt bin.«

Schubert verbeugte sich lächelnd, er erwiderte Nichts und der Direktor fuhr fort:

»Wie ich Ihnen schon bemerkte, ich habe Ihnen eine ernste Rüge über die unpatriotischen Gesinnungen, die Sie durch den Besuch demokratischer Vereine an den Tag legen, zu geben; ich habe den Auftrag, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß unmöglich die Schüler den gehörigen Respekt, die gehörige Ehrfurcht vor einem Lehrer haben können, der solche Vereine besucht.«

»Aber Herr Direktor…«

»Nicht ich, liebster Herr Doktor, nicht ich sage dies, bemerken

Sie dies wohl, ich handle nur im Auftrage. Bitte, machen Sie mir mein schweres Amt nicht noch schwerer.«

Wieder verbeugte sich Schubert lächelnd und der Direktor fuhr fort:

»Ich muß Ihnen endlich eröffnen, daß, wenn Sie nicht ablassen von Ihren demokratischen Tendenzen, von Ihrem unpatriotischen Lebenswandel, die Regierung sich veranlaßt sehen wird, eine Disciplinaruntersuchung gegen Sie zu eröffnen, deren Resultat Ihre sofortige Suspension vom Amte und möglicher Weise Ihre vollständige Entlassung aus dem [658] Staatsdienste sein würde. — So, liebster Doktor, so, sehen Sie, jetzt bin ich fertig. Hm, hm! — — Ist mir sehr schwer geworden und ich hoffe, Sie nehmen mir meine Worte nicht übel.«

»Gewiß nicht, Herr Direktor.«

»Das freut mich inständigst, liebster Herr Doktor. — Nun aber muß ich Sie bitten, mir zu bescheinigen, daß Sie die Verwarnung gehörig empfangen haben. Ich werde schnell ein Protokoll dieser höchst unangenehmen Angelegenheit aufsetzen, welches Sie mitzuunterschreiben, gewiß die Güte haben werden.«

»Ja wohl, Herr Direktor, ich bin bereit dazu, aber ich bitte Sie, dann im Protokoll zu erklären, daß ich allerdings die Rüge empfangen habe, daß ich aber zu einer solchen Rüge der Staatsregierung jedes Recht bestreite. Nirgends habe ich mich einer unpatriotischen Handlung schuldig gemacht, im Gegentheil, gerade weil ich Demokrat bin, gerade deshalb muß ich um so mehr ein Patriot sein. Meine politischen Gesinnungen übrigens sind Privatmeinungen, mit denen die Ehrfurcht meiner Schüler Nichts zu thun hat. Ich habe mich in meiner Amtsführung stets so gehalten, daß ich überzeugt sein darf, meinen Schülern in jeder Weise Ehrfurcht einzuflößen, und ich weise deshalb jede Rüge mit Entrüstung von mir.«

»Aber, lieber Herr Doktor, das soll ich zu Protokoll erklären?«

»Ja, Herr Direktor, ich bitte Sie, dies in das Protokoll aufzunehmen, andernfalls würde ich dasselbe nicht unterschreiben.«

»Aber, bester Herr Doktor, das heißt ja geradezu, [659] wenn — wenn, — nun ja, ich meine, das heißt, wenn Sie dies erklären, so würden Sie — ich bin überzeugt, man wird die Disziplinaruntersuchung gegen Sie einleiten.«

»Herr Direktor, ich glaube, man wird das früher oder später jedenfalls thun, und ich kann unmöglich eine Rüge über mich ergehen lassen, die ohne alle Begründung ist.«

»Nun, wie Sie wollen, lieber Doktor, wie Sie wollen, das ist Ihre Sache.«

Der Direktor setzte sich mit verzweifelter Miene an den Tisch, schrieb das Protokoll, welches er Schubert vorlas, und welches dieser, da es nach seinem Wunsche ausgefallen war, unterschrieb. Dann verließ Schubert den Direktor, nachdem dieser noch einmal, ihm freundlich die Hand drückend, gesagt hatte, daß ihm die ganze Angelegenheit außerordentlich leid thue.

Schubert ging sofort zu seinen Schülern, er gab mehrere Stunden, und obwohl es ihm heute nach dem eben Geschehenen schwer wurde, die Gedanken vollständig beisammen zu haben, so wußte er sich doch zu bezwingen.

Der Unterricht war beendet und Schubert wollte nach Hause zurückkehren, als ihm der Gymnasialbote auf dem Flure ein Schreiben übergab, in welchem er eingeladen wurde, sich sofort zum Regierungsrath Baldemann zu begeben. Das Wort sofort war doppelt unterstrichen und der Gymnasialbote fügte hinzu, der Herr Regierungsrath habe gesagt, Doktor Schubert möge unmittelbar nach Beendigung des Unterrichts kommen, ohne alle Umstände, ohne sich umzukleiden, da er höchst angelegentlich und wichtig mit ihm zu sprechen habe.

Regierungsrath Baldemann war eine der einflußreich[660]sten Persönlichkeiten im Fürstenthum Warburg und insbesondere stand das ganze Unterrichtswesen unter seiner despotischen Gewalt. Einen solchen Mann durfte Schubert wenigstens nicht durch Kleinlichkeiten erzürnen. Er folgte deshalb der Einladung augenblicklich und begab sich nach der Wohnung des

Regierungsrathes Baldemann. Dort angekommen wurde er bereits vom Bedienten erwartet und sogleich gemeldet.

Regierungsrath Baldemann war ein hoch gewachsener Mann von schönen Gesichtszügen, der noch kaum das 40ste Jahr erreicht hatte und doch schon eine der ersten Stellen im Fürstenthume einnahm, empfing Schubert mit einer süßlichen Freundlichkeit.

»Sie sind mir willkommen, lieber Herr Doktor,« sagte er, »obwohl die Angelegenheit, wegen deren ich mit Ihnen sprechen muß, mich tief betrübt. Nehmen Sie Platz, wir werden uns vielleicht länger zu unterhalten haben. —

Sie sind gestern wieder in einem politischen Verein gewesen, Herr Doktor.«

»Ja, Herr Regierungsrath,« erwiderte Schubert ruhig; »ich war für einige Augenblicke im Volksverein, welcher zu Ehren Robert Blum's eine Festlichkeit veranstaltet hatte.«

»So«, sagte der Regierungsrath mit einem kurzen abstoßenden Tone. »Ich weiß das, und der Polizeiwachtmeister Weise hat noch gestern Abend Meldung erstattet über die grenzenlosen Brutalitäten, welche von Seiten der Vereinsmitglieder verübt worden sind, und welche ihn gezwungen haben, von seinen Waffen Gebrauch zu machen. Ich muß es um so mehr beklagen, daß Sie, Herr Doktor, an einem Vereine Theil genommen haben, in dem der[661]gleichen Scenen vorkommen können. Wie ist es möglich, daß Ihre Schüler Achtung vor einem Lehrer haben können, der Versammlungen besucht, welche die Polizei mit Waffengewalt auseinanderzutreiben genöthigt ist.«

Schubert biß sich auf die Lippe, er war aufgeregt, die ungerechte Beschuldigung trieb ihm das Blut ins Gesicht, aber trotz des innern Zornes beschloß er, ruhig zu bleiben, und er erwiederte daher ziemlich kaltblütig:

»Ich glaube, Herr Regierungsrath, die Darstellung, welche der Polizeiwachtmeister Weise von der gestrigen Auflösung gemacht hat, wird eine falsche sein. Brutalitäten sind allerdings vorgekommen, aber nur von Seiten der Polizeibeamten.«

»Das thut hier Nichts zur Sache!« entgegnete ihm der Regierungsrath strenge. Daß einzelne Polizeibeamte vielleicht nicht in der zartesten Weise verfahren sind, glaube ich gern, das wird an andern Orten untersucht werden, jedenfalls aber ist es durch den Verein selbst provozirt, außerdem aber kann Sie dies auch in keiner Weise rechtfertigen, da Sie mir selbst gesagt haben, daß der Verein eine Festlichkeit zu Ehren jenes erschossenen Rebellen Robert Blum veranstaltet hatte. — Wie wollen Sie als Staatsdiener es verantworten, einen solchen Verein zu besuchen, wie wollen Sie damit Ihre Pflichten als Lehrer und Staatsbeamter in Einklang bringen?«

»Meine Pflichten als Lehrer gebieten mir, die mir anvertrauten Schüler in den Gegenständen des Wissens nach meinen besten Kräften zu unterrichten…«

»Und ihnen durch ein gutes Beispiel voranzugehen«, fügte der Regierungsrath scharf hinzu.

[662] »Auch das, Herr Regierungsrath, und ich bemühe mich, mein öffentliches wie mein Privatleben von jedem Vorwurfe rein zu halten.«

»Und dennoch besuchen Sie hochverrätherische Vereine?«

»Ich weiß von keinem solchen Verein Etwas.«

»Genug davon, Herr Doktor«, entgegnete der Regierungsrath streng. »Wir streiten uns hier über Angelegenheiten, in denen wir sicherlich nicht einig werden. Aber um zum Resultat zu kommen; ich habe Sie zu mir bitten lassen, um Ihnen noch einmal recht ans Herz zu legen, welche Zukunft Sie bedroht, wenn Sie nicht abgehn von dem Wege, den Sie beschritten haben.«

»Herr Regierungsrath!...«

»Unterbrechen Sie mich nicht, — Herr Doktor,« fuhr der Regierungsrath fort, und er mäßigte seine Stimme, er ließ einen Ton des Wohlwollens durch dieselbe klingen, der bisher nicht hörbar gewesen war, »ich nehme Antheil an Ihnen und Ihrer Familie, an Ihrer Frau, die ich achte und verehre, an Ihrer liebenswürdigen Tochter, deren ich mich noch als Kind erinnere,

und an Ihnen, der Sie, abgesehen von Ihrer politischen Laufbahn, ein höchst talentvoller und achtungswerther Mann sind.«

Schubert verbeugte sich mit einem Lächeln, der Regierungsrath fuhr fort: »Bedenken Sie, Herr Doktor, daß die Regierung nicht Staatsdiener im Staate leiden darf, deren politische Gesinnungen der ihrigen vollkommen entgegengesetzt sind. Ich sage es Ihnen daher offen, daß, wenn Sie in ähnlicher Weise fortfahren, Sie Ihres Amtes entsetzt werden.

Aber ich füge dem noch Eins hinzu. Bei jedem an[663]dern, weniger in der Partei hervorragenden Manne würde es genügen, wenn er fortan von jeder politischen Thätigkeit sich zurückzöge; bei Ihnen, Herr Doktor, genügt dies nicht mehr. Sie haben sich zu tief in die Politik eingelassen, und so gestehe ich Ihnen denn offen, daß, auch wenn Sie sich ferner nicht mehr bei den demokratischen Vereinen betheiligen wollten, trotzdem für Ihre Vergangenheit die Disziplinar-Untersuchung gegen Sie eingeleitet werden würde, wenn Sie nicht, wie ich hoffe, durch wirklich patriotische Dienste, welche Sie dem Staate leisten, Ihre Vergangenheit vergessen machen.«

Mit Staunen, mit kaum verhaltener Wuth hörte Schubert die Worte des Regierungsrathes an, aber er schwieg, er wollte erst Näheres hören, ehe er antwortete, und der Regierungsrath fuhr daher immer eindringlicher redend fort:

»Bedenken Sie, Herr Doktor, Ihre Familie, bedenken Sie, daß, wenn die Untersuchung gegen Sie eröffnet wird, sie dann rücksichtslos geführt werden muß, daß ihre Absetzung die unmittelbare Folge sein würde. Ich verhehle Ihnen das Endresultat dieser Untersuchung nicht und ich gestehe Ihnen, daß, wie freundschaftliche Gefühle ich auch für Sie habe, ich doch diese Untersuchung nicht verhindern kann.« —

»Dann also muß ich mich auf meine Absetzung gefaßt machen, Herr Regierungsrath.«

»Nein, Herr Doktor, ich hoffe das nicht. Ich sprach erst gestern mit dem Herrn Minister Leffnet. Dieser ist, wie ich, durchdrungen von großer Verehrung für Ihr Talent, und würde gern Ihre Dienste

dem Staate erhalten wissen. [664] Es kommt nur darauf an, Herr Doktor, daß Sie ganz und gar die unreinen demokratischen Bestrebungen von sich abwerfen, daß Sie mit demselben Eifer, mit dem Sie früher sich diesen Bestrebungen hingaben, sich jetzt als Patriot zeigen…«

»Mit andern Worten, Herr Regierungsrath, daß ich zum Royalistenbunde übergehe, daß ich ein Verräther an der Demokratie werde, daß ich meinen Namen beschimpfen lasse als den eines Betrügers, daß ich, entehrt, meinen Mitbürgern und mir selbst zum Abscheu werde.«

»Aber ich bitte Sie, Herr Doktor, Sie sehen die Sache aus einem ganz falschen Gesichtspunkte. Jedermann wird Sie achten, wenn Sie eine falsche Ueberzeugung abwerfen.«

»Meine Ueberzeugung ist eine richtige, und ich halte sie noch dafür.«

»Das ist gleichgültig, Herr Doktor; es kommt ja nicht darauf an, was Sie im Innern des Herzens denken, sondern was Sie thun, und im Interesse Ihrer Familie, Ihrer Frau, Ihrer reizenden Tochter bitte ich Sie als Ihr wahrer Freund, wohl zu bedenken, was Sie thun. Allerdings würden Sie durch ein äußeres Zeichen, wie etwa dadurch, daß Sie Mitglied des Royalistenbundes würden, bei dem ich selbst Sie einführen will, Ihre Besserung uns beweisen müssen.«

»Nein, Herr Regierungsrath,« erwiderte Schubert mit verächtlichem Tone, »Sie irren sich wahrlich sehr in mir, wenn Sie mich nur einen Augenblick zu solcher Nichtswürdigkeiteit fähig halten. Ich habe meine Pflicht treu erfüllt bis zu diesem Augenblicke, ich habe mich selbst den Wünschen der Regierung in so weit gebeugt, daß ich mich Mo[665]nate lang von jeder Parteibestrebung zurückzog; zu einer Heuchelei, zu einer Verrätherei werde ich mich aber nun und nimmermehr bekennen.«

»Ist das Ihr letztes Wort, Herr Doktor!

»Mein letztes.«

»Dann sage ich Ihnen Lebewohl, mögen Sie die Folgen Ihrer Handlungsweise selbst tragen, und nur noch eins bemerke ich

Ihnen, Herr Doktor, und das mögen Sie wohl bedenken! — Ich sprach vorhin von einer Untersuchung, dieselbe ist aber zu Ihrer Absetzung gar nicht nöthig, da Sie nicht definitiv angestellt sind. — Ihre Absetzung wird ohne jede Untersuchung dekretirt werden, wenn ich nicht binnen zwei Stunden von Ihnen die Erklärung erhalte, daß Sie Ihre frühere politische Ansicht bereuen!« —

Der Regierungsrath verbeugte sich kalt und stolz. Schubert erwiderte die Verbeugung ebenso förmlich, dann entfernte er sich schnell, um nach Hause zu eilen und seiner Frau die trostlose Kunde von seiner bevorstehenden Absetzung zu bringen.

FÜNFTES CAPITEL.

DIE ABSETZUNG.

EINIGE TAGE vergingen nach Schuberts Unterredung mit dem Regierungsrath Baldemann, ohne daß irgend Etwas von Seiten der Regierung gegen ihn geschah. —

Er setzte seine Unterrichtsstunden im Gymnasium fort und verwendete auf dieselben den gewöhnlichen Fleiß. Der Direktor war so freundlich gegen ihn, wie bisher und schon hoffte Schubert, daß die Drohung des Regierungsraths unausgeführt bleiben, schon hoffte er, daß man ihn in Frieden lassen werde, da fand er eines Tages, als er aus dem Gymnasium nach Hause zurückkehrte, ein großes Dienstschreiben vor.

Frau Schubert lag auf dem Sopha, als der Mann ins Zimmer trat. Sie empfing ihn mit einer sehr unfreundlichen Miene.

»Es ist ein Brief an Dich angekommen«, sagte sie, indem sie ihm das Schreiben gab. »Es ist richtig, was Du geahnt, Du bist abgesetzt.«

Erschreckt nahm Schubert das Schreiben und erbrach es. In der That, die Frau hatte Recht, es war die förm[667]liche Absetzungsurkunde Schuberts von seiner Stelle wegen unmoralischen Lebenswandels. Wüthend zerknitterte Schubert das Papier in der Hand, aber bald faßte er sich, legte es nieder und wendete sich fragend an seine Frau:

»Woher wußtest Du, daß dieser Brief meine Absetzungsurkunde enthielt?«

»Das war wohl nicht schwer zu rathen, sollte ich denken, nach dem, was Du mir neulich sagtest. Uebrigens war auch der

Regierungsrath Baldemann selbst hier und hatte es mir mitgetheilt.«

»Baldemann war wieder hier?« fragte Schubert ärgerlich. »Wie kommt er dazu, Dich zu besuchen, und zumal in meiner Abwesenheit, da er doch weiß, daß ich Morgens auf dem Gymnasium bin.«

»Ich glaube gar, Du wirst eifersüchtig«, erwiderte die Frau mit spöttischem Lachen.

»Sicherlich nicht,« entgegnete Schubert ärgerlich; »aber ich begreife Dich nicht, Marie, wie Du überhaupt den Besuch eines solchen Menschen, wie Baldemann, von dem Du weißt, daß er mein Todfeind ist, annehmen kannst.«

»Du irrst Dich sehr, Baldemann ist durchaus nicht Dein Feind, im Gegentheil, noch einmal hat er es in Deine Hand gestellt, selbst die Absetzungsurkunde ungültig zu machen. Siehe, Du bringst uns an den Bettelstab, während Du mit einem Worte Deine Stelle erhalten und sogar noch eine vortheilhaftere annehmen kannst. Du sollst als Direktor ans Gymnasium zu Ingenburg versetzt werden, wenn Du endlich von Deinem thörichten Eigensinn lassen willst.«

[668] »Ich soll als Direktor versetzt werden?« fragte Schubert erstaunt, »was soll dies Alles bedeuten?«

»Nun ja, Baldemann hat mir mit Hand und Mund versprochen, daß, sobald Du Dich lossagen wirst von der Demokratie, sobald Du zum Zeichen Deiner Besserung eintreten wirst in den Royalistenverein, Du dann nicht nur Deine hiesige Stelle behalten, sondern mit Gehaltsverbesserung als Direktor nach Ingenburg versetzt werden sollst.«

»Nun und nimmermehr!« entgegnete Schubert aufgebracht. »Meine Ueberzeugung bringe ich nicht zum Opfer.«

»Aber Dein Weib und Kind, Deine kranke Frau, die auf dem Sterbebette liegt, Deine Tochter, Deinen Sohn, die willst Du verhungern lassen, Du Unmensch!«

»Beruhige Dich, Marie«, entgegnete Schubert mit sanftem Tone, »Ihr werdet nicht verhungern. Ich bin rüstig und kräftig, und sollte ich als Tagelöhner arbeiten, für Euren Lebensunterhalt werde ich

sorgen.«

»Schubert,« fuhr die Frau bittend fort, »es kostet Dich ja nur ein Wort, sprich es und wir sind geborgen für immer.«

»Aber dies Wort,« rief Schubert ernst, »ist ein Wort der Schande. Könntest Du es ertragen, wenn man auf Dich zeigte mit Fingern und von Dir sagte: das ist die Frau des Verräthers!«

»Das sind nur Redensarten«, erwiderte Frau Schubert. »Wie viele gehörten früher der demokratischen Partei an, während sie jetzt ganz anderer Ansicht geworden sind; sogar die Mehrzahl von den Regierungsräthen, ja der Herr Regierungsrath Baldemann selbst, waren im Sommer 1848 ganz tüchtige Demokraten, aber siehe diese Männer jetzt an.«

[669] »Ich weiß es, ich weiß!« unterbrach sie Schubert zornig, »aber die Nichtswürdigkeiten dieser Männer sollen mir nicht zum Vorbild dienen. Sprich kein Wort mehr, Marie, ich bin entschieden. Mag man meinetwegen die Willkür treiben, so weit man wolle. Man hat mich einmal abgesetzt, ich habe es mir gefallen lassen, denn gegen diese Gewaltmaßregeln giebt es kein Recht, aber meine Ueberzeugung werde ich nicht verrathen, ich werde mich nicht der Schande aussetzen, ich werde meinen Ansichten, meiner Partei treu bleiben!«

»Und Du willst uns verhungern lassen?«

»So lange ich selbst noch einen Bissen zu essen habe, gewiß nicht. Aber laß mich jetzt, Marie, Du kennst mich. Mein letzter Entschluß ist gefaßt, er wird nicht geändert.«

Mit diesen Worten verließ Schubert seine Frau, nahm Hut und Mantel und eilte fort.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als die Thür eines kleinen Nebenzimmers sich aufthat und der Regierungsrath Baldemann selbst in die Wohnstube trat.

»Sie sehen, meine verehrte Frau,« sagte er, sich neben das Sopha setzend und die Hand der Frau Schubert ergreifend, »Sie sehen selbst, wie hartnäckig Ihr Mann ist; was kann ich da thun? Mit dem besten Willen für ihn und besonders für Sie und Ihre liebliche

Tochter würde es mir doch unmöglich sein, ihn in seiner Stelle zu erhalten. Bedenken Sie, daß der Staat die Pflicht hat, auf die moralische Führung seiner Beamten zu sehen, und gestehen Sie dann, daß ich nicht anders handeln kann.«

»Schubert ist ein Unmensch,« entgegnete die Frau ärgerlich, indem sie dem Regierungsrathe indessen die Hand [670] entzog. »Aber auch Sie, Herr Regierungsrath, auch Sie machen ihre frühern freundschaftlichen Versicherungen zu nichte, indem sie meinen Mann brotlos machen und mich und meine Tochter, an denen Sie doch so vielen Antheil zu nehmen scheinen, an den Bettelstab bringen.«

»Nein, verehrte Frau, glauben Sie das nicht, so lange ich selbst noch im Stande bin zu leben, so lange sollen Sie nicht Mangel leiden. Ich unterscheide strenge zwischen dem Menschen und dem Staatsbeamten. Wenn ich als Diener des Staats gezwungen gewesen bin, den Doktor Schubert aus seinem Amte zu entfernen, so habe ich als Mensch die Pflicht, die Frau, welche ich verehre, von der ich hoffe, daß sie mir einst näher stehen wird, nicht in Armuth sinken zu lassen.«

Frau Schubert blickte bei diesen Worten des Regierungsraths finster zu Boden.

»Sie haben das mir oft gesagt, Herr Regierungsrath, aber Sie wissen wohl, daß an dergleichen nicht zu denken ist. Sie kennen den Haß meines Mannes gegen Sie, Sie wissen, daß er Ihnen persönlich alle Unannehmlichkeiten zuschreibt, die er hat erleiden müssen, er wird nicht seine Einwilligung zu Ihrer Verbindung mit Röschen geben.«

»Ich weiß es leider«, entgegnete der Regierungsrath, und ein tückisches Lächeln überflog sein finsteres Gesicht. »Ich weiß das, ich kenne den ungebändigten Stolz des Doktor Schubert, seine Rachgier, seinen Eigensinn, aber dennoch hoffe ich, denselben zu überwinden. Er soll mich näher kennen lernen, er soll sehen, daß ich sein wahrer Freund bin, und dann wird er eine andere Meinung von mir fassen.«

[671] »Ich fürchte, nein, Herr Regierungsrath; aber immerhin versuchen Sie Ihr Glück.« Der Regierungsrath stand auf, küßte der Frau die Hand und empfahl sich, nachdem die Frau Schubert Röschen, welche im Hause zu thun gehabt, herein gerufen hatte, damit auch sie von dem hochgestellten Manne Abschied nehme.

Kaum war der Regierungsrath fort, als Frau Schubert Röschen zu sich ans Sopha rief:

»Wie gefällt Dir der Regierungsrath, mein Kind?« fragte sie plötzlich ihre Tochter, indem sie mit scharfem Blicke derselben ins Auge schaute.

»Ach, Mutter, das ist ein ganz abscheulicher Mensch«, erwiderte Röschen.

»Ein abscheulicher Mensch, in wie fern?« fragte Frau Schubert streng.

»Nun, ist er es nicht, der den Vater ins Unglück gebracht hat? Jetzt eben beim Herausgehen sagte mir der Vater, daß er einen Brief empfangen habe mit seiner Absetzung, daß wir vielleicht arm und an den Bettelstab gebracht seien und daß der Regierungsrath Baldemann Schuld daran sei.«

»Der Vater weiß nicht, was er redet. Nicht der Regierungsrath Baldemann ist Schuld daran, sondern des Vaters eigene Thorheit, sein eigener Unverstand.«

»Sprich nicht so vom Vater,« entgegnete Röschen tief beleidigt. »Der Vater wird wohl Gründe gehabt haben, und wenn er ehrenwerth, seiner Ueberzeugung treu bleiben will, so ist dies sicher keine Thorheit, kein Unverstand.«

»Wohl ist es eine Thorheit, ein Unverstand. Die erste [672] Pflicht, welche ein Mann hat, ist die für Weib und Kind zu sorgen, erst dann kommt die Pflicht für seine Nebenmenschen, erst dann die politische Ansicht. Aber das verstehst Du nicht, und ich frage Dich einer andern Angelegenheit willen. Der Regierungsrath Baldemann hat bei mir um Deine Hand angehalten, Röschen, er liebt Dich und er ist ein wohlhabender Mann in hohem Amte. Du könntest mich sehr glücklich machen, wenn Du seinen Antrag annähmest.«

»Aber Mutterchen, wie kannst Du nur so etwas sagen, der alte Regierungsrath und ich. Ich bin erst sechszehn Jahre.«

»Das ist gleichgültig, Kind. Der Mann liebt Dich, und es ist eine vortreffliche Partie.«

»Aber der Vater, Mutterchen.«

»Der Vater wird, wenn ich ihm die Sache ruhig vorstelle und besonders, wenn Du, mein Kind, mir zur Liebe sagst, daß auch Du diese Verbindung wünschest, Nichts dagegen haben.« »Nein, Mutter, wahrhaftig, das kann ich nicht, das vermag ich nicht.«

»Du bist ein thörichtes Mädchen. Bedenke, daß nie wieder eine solche Gelegenheit sich Dir bieten wird. Willst Du die helfende Hand dieses Mannes von uns stoßen, welche allein uns noch zu retten vermag? Willst Du Deine Mutter sterben sehen, Deine kranke Mutter an Hunger und Noth, Deinen Bruder untergehen sehen um eines elenden Eigensinnes willen?«

Röschen brach in Thränen aus bei diesen harten [673] Worten der Mutter und schluchzend bat sie, daß dieselbe ihr wenigstens Zeit zur Ueberlegung lassen möge.

»Nun gut« entgegnete Frau Schubert sanfter, »so gehe denn und besinne Dich, aber bedenke, daß das Glück oder Unglück Deiner Familie von Dir abhängt, bedenke, daß, wenn Du die Hand des Regierungsrathes ausschlägst, dieser, ein mächtiger Mann, dann der heftigste Feind unserer Familie wird, bedenke dies und danach entschließe Dich.«

SECHSTES CAPITEL.

DER KORB.

SCHUBERT EILTE SOFORT, nachdem er die unwillkommene, wenn auch ziemlich erwartete Nachricht von seiner Absetzung erhalten hatte, zu seinem Freunde Markmann, um sich mit diesem über sein ferneres Schicksal zu berathen. Markmann empfing den Freund mit der größten Theilnahme.

»Ich habe bereits gehört«, sagte er, welches Unglück Dir widerfahren ist, ich habe gehört, daß Dir ein Brief übergeben worden ist vom Schulkollegium, und gewiß enthielt er Deine Absetzung.«

»Freilich,« entgegnete Schubert düster; »freilich, er enthielt meine Absetzung, er enthielt meine Verurtheilung zur Armuth, zum Bettelstande, wenn ich nicht im Stande bin, mir eine andere Existenz zu suchen, und deshalb komme ich zu Dir, Du sollst mir Rath geben. Ich habe hin und her überlegt und bin endlich zu dem Entschlusse gekommen, eine Privatschule zu begründen, ich denke, daß so mancher Bürger von Warburg seine Kinder gern meinem Unterricht anvertrauen wird. Du aber mußt mir dabei behülflich sein, diesen meinen Plan ins Werk zu setzen.«

[675] »Gewiß, Freund,« entgegnete Markmann, »das will ich von ganzem Herzen.«

Beide verabredeten jetzt, in welcher Weise Schubert seine Privatschule begründen wolle. Sie kamen überein, daß Markmann noch an demselben Tage bei den politischen Freunden Schuberts herumgehen, und ihnen das Schicksal des von der Regierung Geächteten, sowie den Entschluß desselben, eine Privatschule zu

begründen, mittheilen sollte. Schon in den nächsten Tagen sollte sie ins Leben gerufen werden.

Markmann machte sich sofort ans Werk, und überall, wohin er auch kam, wurde das Schicksal Schuberts mit der größten Theilnahme, sein Plan, sich durch eine Privatschule seine Existenz zu sichern, mit der lebhaftesten Freude aufgenommen. Ueberall wurde Markmann die Versicherung gegeben, daß man gern und willig Schubert, der als vortrefflicher Lehrer, als ein gewissenhafter, durch und durch gebildeter Mann bekannt war, seine Kinder zum Unterrichte anvertrauen wolle.

So schien denn Alles aufs Beste zu gehen. Schubert miethete eine Stube, die er als Schulstube einrichtete, und noch waren kaum vierzehn Tage nach seiner Absetzung vergangen, als er schon den Unterricht in der Schule beginnen konnte; mehr denn fünfzig Kinder waren seiner Obhut anvertraut, und mit Freuden blickte Schubert wieder in die Zukunft, mit Freuden sah er, daß seine Existenz, welche er gefährdet erachtet hatte, wieder gesichert erschien.

Im Hause freilich hatte Schubert während dieser Zeit schwere harte Kämpfe zu bestehen. Seine Frau, die mit jedem Tage kränker wurde, die kaum mehr zu gehen ver[676]mochte, das Sopha gar nicht mehr verlassen durfte, wurde immer grillenhafter, immer unleidlicher. Fortwährend mußte Schubert die heftigsten Vorwürfe über seinen Leichtsinn, seine Unbedachtsamkeit hören, fortwährend Ermahnungen, daß er die gütige Hand des Herrn Regierungsraths Baldemann nicht von sich stoßen möge, aber Schubert blieb fest; so unerträglich es auch für ihn war, die Scheltworte der kranken Frau zu hören, der er gerade ihrer Krankheit wegen nicht gern widersprechen mochte, und der er auch doch nicht nachgeben durfte, so verlor er trotzdem nicht die gewöhnliche Milde, ohne indessen im Geringsten von seiner Ansicht abzuweichen.

Eines Tages hatte er eben eine Unterredung mit seiner Frau gehabt und ihr noch einmal fest und entschieden versichert, daß er unter keiner Bedingung nachgeben werde. Da entdeckte ihm die Frau, daß der Regierungsrath Baldemann um die Hand des

lieblichen Röschens angehalten habe.

»Und das sagst Du mir jetzt erst?« fragte Schubert entrüstet. »Wie kann der Mensch es wagen, bei Dir um die Hand unserer Tochter anzuhalten, ohne mich nur im Geringsten zu fragen. Und welche Antwort hast Du ihm gegeben?«

»Ich habe ihm eine Antwort gegeben«, entgegnete Frau Schubert hart, »wie sie eine vernünftige Mutter geben muß. Ich habe das Schicksal, das Wohl unseres Kindes im Auge gehabt, welches an der Seite eines mächtigen wohlhabenden Mannes glücklich werden kann.«

»Also Du hast Dein Jawort gegeben?«

[677] »Freilich habe ich das. Was hast Du gegen den Regierungsrath Baldemann einzuwenden? »Du vergißt, Marie, daß Baldemann mein eifrigster Widersacher gewesen ist, daß ich ihm hauptsächlich meine Absetzung verdanke. »Nicht ihm, sondern Dir verdankst Du Deine Absetzung, Deinem Eigensinn, Deinem Leichtsinn, Deiner politischen Unvernunft.«

»Ich bitte Dich, Marie, nimm Deine Worte ein wenig zusammen; Deiner Krankheit verzeihe ich Vieles, aber Du darfst mich nicht aufs Aeußerste reizen.«

»Aber Du darfst um eines eitlen Ehrgefühls willen die Zukunft Deiner Familie gefährden, nicht wahr?«

»Sprechen wir jetzt nicht davon, Du kennst meinen Entschluß, er ist unwiderruflich. Sprechen wir von Röschen. Hast Du ihr den Antrag Baldemanns mitgetheilt?«

»Natürlich.«

»Und was sagt sie dazu?«

»Sie hat sich noch nicht bestimmt geäußert.«

»Ich werde selbst mit Röschen sprechen; das Glück meines Kindes geht mir über jede politische Ansicht. Hat Röschen eine Zuneigung zu dem Regierungsrathe, dann werde ich, so tief mich dies schmerzt, so sehr im Grunde der Seele mir auch dieser Mensch verhaßt ist, dennoch meine Einwilligung zu ihrer Verbindung geben. Ist dies nicht der Fall, so soll mich keine Rücksicht

veranlassen, mein Kind unglücklich zu machen.«

Die Frau lachte spöttisch:

»Du bist ein vortrefflicher Vater, das muß ich sagen. Ein sechszehnjähriges Kind versteht noch nicht, was ihr [678] gut ist. Als Frau Regierungsräthin Baldemann wird Röschen auf ihren Mann einwirken können, und der Schwiegersohn wird dem Schwiegervater gewiß zur Erlangung einer andern Stelle behülflich sein. Vielleicht wirst Du, selbst wenn Du Deine politischen Ansichten nicht ändern willst, doch noch Direktor in Ingenburg werden.«

»Ich frage nicht nach solchen Vortheilen, wenn es sich um das Glück meines Kindes handelt.«

»Aber das Glück Deines Kindes sollst Du ja eben begründen, Du unvernünftiger Mann, unsere Tochter soll eine reiche Dame werden. Regierungsrath Baldemann ist einer der angesehensten Beamten und ein Mann in seinen besten Jahren.«

»Aber ein Mann, dem ich nur ungern mein Kind anvertrauen würde, und nur dann, wenn Röschen selbst es will.«

»Das Mädchen ist erst sechszehn Jahre alt, und sie weiß nicht, was sie will.«

»In dieser, der wichtigsten Frage ihres Lebens muß sie vollkommen freie Wahl haben«, entgegnete Schubert ernst und entschieden. »Ich werde gleich selbst mit Röschen sprechen, — und noch Eins, Marie, ich verbiete Dir ein für allemal, dem armen Kinde zuzureden. Ich kenne Röschen, ich weiß, daß sie aus Liebe zu Dir und mir im Stande wäre, selbst einem verhaßten Manne ihre Hand zu reichen, ich weiß, daß sie fähig ist, sich aufzuopfern für ihre Eltern, aber das werde ich unter keiner Bedingung leiden.«

»Thu, was Du willst!« entgegnete die Frau ärgerlich; »ich werde mich in die ganze Sache nicht mehr mischen, da Du doch einmal auf Deinem Kopfe bestehst.«

[679] Schubert antwortete den unfreundlichen Worten seiner Frau nicht, sondern rief Röschen in ein Nebenzimmer, um dort mit ihr über den Regierungsrath zu sprechen.

Röschen gestand dem Vater offen, daß sie eine unüberwindliche Abneigung gegen den Regierungsrath Baldemann habe, aber sie fügte weinend hinzu, daß die Mutter diese Verbindung wünsche, und daß sie, wenn auch der Vater es wolle, gern bereit sei, sich dem Glücke der Eltern zu opfern.

»Nein, mein Kind«, entgegnete Schubert, die Tochter zärtlich auf die Stirn küssend, »nein, das sollst Du nicht. Geh', ich werde für Dich sorgen.« Er hatte kaum ausgesprochen, als der Ton der Hausglocke sich hören ließ. Röschen öffnete und der Regierungsrath Baldemann selbst ließ sich melden. Schubert empfing ihn mit großer Höflichkeit, aber mit vollkommener Zurückhaltung. Der Regierungsrath war so freundlich, als ob Nichts geschehen sei, er bot Schubert die Hand, dieser aber antwortete nur mit einer kalten, steifen Verbeugung, und indem er mit eisiger Höflichkeit den Regierungsrath bat, Platz zu nehmen.

Baldemann schien die Kälte Schuberts gar nicht zu bemerken. Nach einigen allgemeinen Redensarten sagte er:

»Ich komme, Herr Doktor, in einer wichtigen, für mich hochwichtigen Angelegenheit zu Ihnen. Ich habe bereits mit Ihrer Frau Gemahlin von derselben gesprochen und die Billigung der vortrefflichen Frau erhalten. Jetzt wende ich mich offen und ehrlich an Sie, Herr Doktor. Es wird Ihnen nicht unbekannt geblieben sein, gewiß wird Frau Doktor Schubert mit Ihnen darüber gesprochen haben, daß [680] ich nur an der Hand Ihrer reizenden Tochter mein Lebensglück begründet sehe, und ich komme deshalb zu Ihnen, um Sie um Ihre Einwilligung zu bitten.«

»Meine Frau hat mit mir darüber gesprochen, Herr Regierungsrath, und ich würde, wenn Sie mich heute nicht mit Ihrem Besuch beehrt hätten, Ihnen brieflich meine Antwort haben zukommen lassen. Es wäre dies angenehmer für mich gewesen, da in einer so zarten Angelegenheit eine abschlägliche Antwort persönlich gleich unangenehm zu geben, als zu empfangen ist.«

»Eine abschlägliche Anwort?« fragte der Regierungsrath finster.

»Ich kann, so geehrt sich auch meine Tochter durch ihren Antrag

fühlt, Ihnen keine andere geben«, fuhr Schubert mit eisiger Freundlichkeit fort. »Das Glück meiner Tochter bestimmt mich bei dieser Frage lediglich. Ich habe mit Röschen darüber gesprochen, ich habe dieselbe gefragt, ob Sie ihre Zuneigung besitzen, meine Tochter hat mir erwidert, daß das nicht der Fall sei, daß sie sich nicht entschließen könne, schon jetzt ihre Eltern zu verlassen, und ich muß daher mit Bedauern Ihren ehrenvollen Antrag zurückweisen.« Mehr und mehr hatte sich bei der Antwort Schuberts das Gesicht des Regierungsraths verfinstert.«

»Sie bestehen auf dieser Antwort, Herr Doktor; es ist Ihr letztes Wort?« fragte er.

»Mein letztes Wort, Herr Regierungsrath. Sie werden selbst nach dem, was ich Ihnen gesagt habe, nicht wünschen, daß ich meiner Tochter zurede, da Sie erfahren haben, daß Sie ihre Zuneigung nicht besitzen.«

»Diese würde sich finden«, entgegnete der Regierungs[681]rath scharf. »Ein junges Mädchen von sechszehn Jahren ist nicht im Stande, ihr eigenes Glück zu beurtheilen. Ich mache nicht Anspruch auf eine schwärmerische Liebe, die Liebe würde sich mit der Achtung in der Ehe finden.«

»Das wäre möglich, Herr Regierungsrath,« erwiderte Schubert ernst, »wenn Sie meiner Tochter gleichgültig wären, aber Röschen hat mir versichert, daß sie nicht nur keine Zuneigung, sondern sogar die größte Abneigung gegen Sie empfinde.«

»So, so«, entgegnete der Regierungsrath spöttisch. Fräulein Röschen scheint sehr hoch hinaus zu wollen. Aber Sie, Herr Doktor, Sie als Vater sollten das wahre Glück Ihres Kindes bedenken. Ich glaube nicht eben unbescheiden zu sein, wenn ich behaupte, daß der Regierungsrath Baldemann für Fräulein Röschen Schubert eine sehr wünschenswerthe Partie ist, und ich glaube, daß Sie als Vater wohl die Pflicht haben, dem Eigensinne eines unverständigen Kindes entgegenzutreten und ein väterliches Wort für mich einzulegen.«

Schuberts Zorn und Stolz regten sich bei diesen Worten des

Regierungsraths und er entgegnete scharf:

»Ich habe Ihnen bereits bemerkt, Herr Regierungsrath, daß mich bei dieser Frage lediglich das Glück meines Kindes bestimmt. Hätte Röschen Zuneigung zu Ihnen, ich würde diese Verbindung zugeben, so unangenehm mir dieselbe auch wäre, denn ich kann es Ihnen nicht leugnen, Herr Regierungsrath, daß, da unsere Ansichten sich so schnurstracks entgegenlaufen, da wir so unendlich verschiedene Menschen sind, da Sie so Vieles für gut und recht halten, was ich verabscheue und für unehrenhaft halte, ich des[682]halb nur mit Widerstreben in Ihre Verbindung mit meiner Tochter gewilligt haben würde. Nun und nimmermehr aber werde ich meine Einwilligung zu einer solchen Verbindung geben, da Röschen dieselbe Abneigung, wie ich selbst, gegen Sie fühlt. Ich glaube, Herr Regierungsrath, daß dieser Gegenstand hiermit vollkommen abgebrochen ist.«

»Er ist es!« rief der Regierungsrath mit vor Zorn erhobener Stimme, eine dunkle Röthe hatte sein sonst so bleiches Gesicht überflogen und um seinen Mund spielte ein tückisches Lächeln.

»Sie haben sich selbst Ihr Urtheil gesprochen, Herr Doktor Schubert, Sie haben mich zu Ihrem Todfeinde gemacht. Herr Doktor, merken Sie sich das und glauben Sie mir, Sie sollen noch bitter diese Stunde bereuen. Ich versichere Ihnen, Sie werden dereinst noch wünschen, ja, freudig ja gesagt zu haben, als ich Ihnen die Ehre anthat, mich um die Hand Ihrer Tochter zu bewerben, und Röschen soll trotz ihres Widerstrebens die meinige werden, ich werde Sie dazu zwingen.«

Schubert stand auf und wendete sich, seinen innern Zorn unterdrückend, mit einer kalten Verbeugung zu dem Regierungsrathe:

»Das wird nimmermehr geschehen, Herr Regierungsrath. Jetzt aber muß ich Sie bitten, mich zu verlassen, da ich nicht Lust habe, mir in meiner eigenen Wohnung von Ihnen Beleidigungen sagen zu lassen.«

»Wohl, ich verlasse Sie, und versichere Ihnen, Sie sollen dieser

Stunde gedenken, Sie sollen sich glücklich preisen, wenn Ihre Tochter nicht mein Weib, meine Maitresse wird.«

[683] Jetzt verließ Schubert die Geduld, seine Augen funkelten vor Zorn und er trat so heftig auf den Regierungsrath zu, daß dieser von Furcht ergriffen, zurückwich. Aber augenblicklich faßte sich Schubert auch wieder:

»Ich würde mich schänden, sagte er kalt und stolz, »wollte ich solcher Nichtswürdigkeit gegenüber noch ein Wort verlieren. Entfernen Sie sich Herr und beschreiten Sie nie wieder meine Schwelle!«

Er öffnete bei diesen Worten die Thür und bestürzt und beschämt entfernte sich der Regierungsrath Baldemann.

SIEBENTES CAPITEL.

DIE AUSWEISUNG.

So tief erschüttert Schubert auch diese Unterredung mit dem Regierungsrath Baldemann hatte, so entrüstet er war über diesen, über die niedrigen Gesinnungen, welche der hohe Staatsbeamte an den Tag gelegt hatte, so dachte er doch bald nicht mehr daran. Er beschäftigte sich aufs Eifrigste und Angelegentlichste mit den Vorbereitungen zur Gründung seiner Schule. Diese hatte in der That den besten Fortgang. Markmann bewies sich als ein eifriger thätiger Freund und schon am 1. Dezember konnte Schubert mit dem Unterrichte beginnen. Des Morgens um 8 Uhr fand er sich in der Stube ein, welche er für seine Schule gemiethet hatte, auch die Schüler kamen und froh blickte Schubert in die Zukunft, denn er glaubte dieselbe jetzt gesichert; er hatte keine Ahnung von allen den Chikanen, die ihn noch treffen würden, keine Ahnung von den Schritten der Gesetzlosigkeit, welche die Behörden von Warburg sich gegen ihn erlauben würden.

Mit dem Glockenschlage acht wurde der Unterricht be[685]gonnen, aber noch war keine halbe Stunde vergangen, als plötzlich der Polizeiwachtmeister Weise in voller Uniform in die Schulstube trat; er blickte sich im Zimmer um und trat mit seiner gewöhnlichen Brutalität auf Schubert zu, diesen mit strenger Stimme fragend:

»Was geht hier vor, Herr Doktor? Was fangen Sie hier an?«

»Ich dachte, Sie könnten das sehen, Herr Polizeiwachtmeister«, erwiderte Schubert ruhig. »Ich gebe den Kindern Unterricht, welche mir zu diesem Zwecke von ihren Eltern anvertraut sind.«

»Haben Sie eine Konzession eine Schule zu halten?«

»Ich bin geprüfter Lehrer und habe laut meines Prüfungsattestes das Recht, in Warburg zu unterrichten.«

»Das geht mich Nichts an, ich frage, haben Sie die Erlaubniß, eine Schule zu gründen?«

»Einer solchen Erlaubniß bedarf ich nicht.«

»In diesem Falle verbiete ich Ihnen, in Ihrem Unterrichte weiter fortzufahren. Und Ihr Kinder macht auf der Stelle, daß Ihr aus der Stube hinauskommt. Ihre ungesetzliche Schule ist geschlossen, Herr Doktor Schubert.«

»Mit welchem Rechte können Sie sich erlauben, meinen Unterricht zu stören?« fragte Schubert erzürnt.

»Das geht Sie Nichts an.«

»Ich sollte denken — — —«

»Schweigen Sie und entfernen Sie augenblicklich diese Kinder, widrigenfalls ich dieselben mit Gewalt entfernen muß!« »Vielleicht mit Waffengewalt, mit gezogenen Degen, diese kleinen Kinder, nicht wahr, Herr Polizeiwachtmeister?« [686] fragte Schubert, welcher über die Brutalität des Beamten so gereizt war, daß er nicht umhin konnte, seinem Zorn wenigstens in einigen Worten Luft zu machen.

»Herr, schweigen Sie!« rief der Polizist wüthend, »widrigenfalls ich Sie arretire. Und nun Marsch, Ihr Kinder, hinaus aus der Stube, wenn Ihr nicht schnell macht, werde ich Euch den Weg weisen!«

Die angstvollen Kinder drängten sich so schnell als möglich zur Stubenthür hinaus, Bücher, Tafeln und ihre andern kleinen Habseligkeiten im Stiche lassend. Aber dennoch ging es Herrn Weise nicht schnell genug, er machte seine Worte zur That und trieb die Kinder eben nicht sehr sanft zur Stube hinaus; dann wendete er sich wieder zu Schubert und sagte zu ihm:

»Sie, Herr Doktor, verlassen auf der Stelle das Lokal!«

»Es ist dies eine von mir gemiethete Stube, mein Herr«, entgegnete dieser ruhig und ernst, »ich möchte wohl sehen, mit welchem Rechte Sie mich zwingen wollen, meine Wohnung zu

verlassen.«

»Sie weigern sich also, meinem Befehle zu folgen?« »Ich weigere mich aufs Entschiedenste.« »Gut, so werde ich Gewalt gebrauchen.« Mit diesen Worten setzte der Polizeiwachtmeister die Pfeife an den Mund und rief einen schrillenden Ton aus derselben hervor. Augenblicklich kamen von der Straße her mehrere andere Polizisten in die Schulstube. Schubert wurde ergriffen und aus der Stube hinaus, nach der nächsten Wache geschleppt. Der Polizeiwachtmeister schloß hinter sich die Stube zu und nahm die Schlüssel mit sich. Auf [687] der Wache entließ man Schubert mit der Weisung, unter keiner Bedingung die Schule wieder zu eröffnen, denn dieselbe würde im Augenblicke der Eröffnung von der Polizei auch wieder geschlossen werden.

Gegen die höhere Gewalt giebt es kein Mittel; Schubert fühlte sich außerdem verpflichtet, die ihm anvertrauten Kinder nicht wieder in eine so mißliche Lage zu bringen, sie nicht wieder den Brutalitäten der Polizeibeamten auszusetzen; er glaubte indessen dennoch, daß dies nur ein Polizeistreich sei, er glaubte, bei den Behörden Recht zu erhalten, und er wendete sich in dieser Hoffnung mit einer Beschwerdeschrift an den Minister Leffnet. — Am anderen Tage schon erhielt er Antwort, aber wahrlich, eine merkwürdige Antwort. In derselben wurde ihm gesagt, da er nicht mehr für würdig befunden worden wäre, bei einer Staatsschule Unterricht zu geben, könne man ihm überhaupt nicht mehr gestatten, im Fürstenthume Warburg von seinem frühern Rechte des Schulunterrichts Gebrauch zu machen.

An die Errichtung einer Schule war jetzt nicht mehr zu denken und Schubert befand sich dadurch in einer wahrhaft furchtbaren Lage. Seine wenigen Baarmittel, seine kleinen Ersparnisse hatte er auf die Einrichtung einer Schulstube, auf die Beschaffung von Bänken, Tischen und dergleichen mehr, verwendet, er war jetzt vollständig geldlos, kaum wußte er, womit er am folgenden Tage seine Familie ernähren solle, aber noch immer verlor er den Muth nicht; freilich sah er jetzt, daß die Behörden entschlossen wären,

ihm einen vollkommenen Krieg zu machen, aber nichts desto [688] weniger glaubte er, gestützt auf die Liebe seiner Mitbürger, dem Trotz bieten zu können.

Markmann half ihm aufs Eifrigste. Noch an demselben Tage wurde Schubert eine große Anzahl von Privatstunden angeboten, alle diejenigen Bürger, welche ihm ihre Kinder zum Schulunterricht anvertraut hatten, machten ihm jetzt das Anerbieten, daß er durch Privatstunden diesen Unterricht ersetzen solle.

Dem stand gesetzlich Nichts entgegen, denn die Verfassung von Warburg besagte ausdrücklich, daß der Unterricht vollkommen frei sei; so glaubte denn Schubert, wieder muthig in die Zukunft schauen zu dürfen. Allerdings war die Existenz, die sich ihm darbot eine kärgliche und beschwerliche, mit 10—13 Stunden täglichen Unterrichts erwarb er eben nur so viel, um kümmerlich seine Familie ernähren zu können, denn die demokratisch gesinnten Bürger von Warburg waren arm und konnten nur wenig für die Unterrichtsstunden zahlen. Aber darum kümmerte sich Schubert nicht, er war eine der festen, energischen Charaktere, die gern bereit sind, für ihre Ueberzeugung zu leiden.

Noch waren kaum acht Tage nach dem Schlusse der Schule vergangen, als Schubert schon in voller Beschäftigung war und täglich viele Stunden, von einem Hause ins andere wandernd, Unterricht gab. Des Abends kam er spät nach Hause und dann war er todt müde, auf's Aeußerste geistig angestrengt, denn er hatte nicht weniger als 12 Stunden vom frühen Morgen bis zum späten Abend fast ohne Unterbrechung gegeben. Er fand seine Frau, welche sich sonst gewöhnlich schon um 9 Uhr zu Bett [689] legte, noch auf, obgleich die neunte Stunde schon längst vorüber war.

»Eine fröhliche Neuigkeit!« rief ihm die Frau mit bitterem, höhnischem Tone entgegen. »Siehe, hier ist ein Brief an Dich vom Polizei-Präsidium, der wahrscheinlich wieder etwas Gutes enthalten wird. Ich habe eine Bescheinigung über denselben ausstellen müssen.«

Schubert begriff nicht recht, was er mit dem Polizei-Präsidium

zu schaffen habe. Er nahm den Brief, erbrach ihn und fand den kurzen Befehl, binnen 24 Stunden die Stadt Warburg zu verlassen, widrigenfalls man Gewaltmaßregeln gegen ihn gebrauchen werde.

Das war ein furchtbarer Schlag, ein Schlag, der Schubert vollkommen unerwartet traf, denn seit fast zwanzig Jahren lebte er in Warburg, ohne je seinen Wohnsitz verändert zu haben, und er glaubte deshalb, daß er das unbezweifelte Recht des Aufenthalts in dieser Stadt habe. Kaum traute er seinen Augen, als er das amtliche Schreiben gelesen hatte. Er las es wieder und wieder, und dann erst war er von der Richtigkeit desselben überzeugt.

»Nun,« fragte Frau Schubert, die mit aufmerksamen Blicken ihren Mann, während er den Brief gelesen, betrachtet hatte, »was schreibt man Dir? Deiner Miene nach scheint es eben nichts sehr Erfreuliches zu sein.«

»Nein, wahrlich, diese Willkür hat keine Grenzen!« rief Schubert entrüstet und er reichte der Frau den Brief hin, welche ihn schnell durchlas.

»Das kommt davon!« sagte sie, indem sie das Papier wüthend auf die Erde warf, »wenn man sich mächtige Feinde macht. Was willst Du nun beginnen, Du kluger und ge[690]lehrter Mann, wie willst Du nun Weib und Kind ernähren, wenn man Dich ausgewiesen hat aus Warburg, wo allein Du Deine Existenz finden kannst?«

Schubert antwortete nicht; mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und nieder und jetzt erst begann er einzusehen, welchem furchtbaren Schicksale er Preis gegeben war, jetzt erst sah er, wie systematisch ihm die Regierung seine ganze Existenz genommen, ihn an den Bettelstab gebracht, ja ihn vernichtet habe.

Wohin sollte er sich wenden, wie sollte er fortan für die kranke Frau, für die Kinder sorgen? Keine Mittel standen ihm zu Gebote, kaum so viel besaß er noch, um am folgenden Tage den Unterhalt seiner Familie zu bestreiten und jetzt wurde er plötzlich von seinem Wohnsitze entfernt, jetzt wurde ihm jedes Mittel sein Brot zu verdienen, geraubt, jetzt wurde er hinausgestoßen in die Welt; Weib

und Kinder mußte er zurücklassen; nicht für sich hatte er zu leben, geschweige denn für seine Familie. Immer trauriger, immer schwärzer gestalteten sich ihm die Bilder der Zukunft und fast beschlich ihn die Reue, daß er nicht dem Zureden des Regierungsraths Baldemann nachgegeben, daß er seiner Frau, seinen Kindern nicht das Opfer seiner Ueberzeugung gebracht hatte.

Das waren finstere böse Gedanken, und der starke, charakterfeste Mann wurde durch dieselben tief gebeugt, aber nur für wenige Augenblicke, denn bald schon richtete sein Stolz sich wieder empor und er sagte sich, daß er recht gehandelt habe, und daß er im Bewußtsein des Rechts Noth und Elend zu leiden, gern bereit wäre.

[691] Aber was war jetzt zu thun? Gegen die Gewalt gab es kein Recht, das wußte Schubert wohl, er wußte, daß, wie jede andere Willkürmaßregel der Polizei, so auch der Ausweisungsbefehl derselben, vom Ministerium gerechtfertigt und unterstützt werden würde. Freilich besagte die Warburger Verfassung, daß jeder Warburger das Recht haben sollte, seinen Wohnsitz überall im Staate zu nehmen aber um die Verfassung bekümmerte man sich Seitens der Behörden nicht. Ein Verfassungsbruch nach dem anderen wurde täglich begangen, das Gefühl des Rechts schien bei Denjenigen ausgestorben zu sein, die berufen waren das Recht zu üben und zu bewahren. Nichts desto weniger glaubte Schubert die Pflicht zu haben, einen letzten Versuch zu machen.

Er entschloß sich, mit dem frühen Morgen des folgenden Tages eine Audienz bei dem Minister Leffnet zu erbitten und diesen anzugehn, daß der ungerechtfertigte Ausweisungsbefehl des Polizeipräsidiums zurückgenommen würde. Er theilte seiner Frau den gefaßten Entschluß mit, diese aber erwiderte bitter und höhnisch:

»Ei, Du kluger Mann, glaubst Du denn, daß das Polizei-Präsidium Dich ausgewiesen haben würde, wenn es nicht wüßte, daß es im Rechte ist? Nur ein Mittel giebt es, Deine Stelle zu erhalten, nur ein Mittel, wieder zu Amt und Brot zu gelangen, aber

dies eine Mittel willst Du ja nicht ergreifen. Mache Dir den Regierungsrath Baldemann zum Freunde, auf eine oder die andere Art. Er war heute bei mir.«

»Wie?« unterbrach Schubert seine Frau ärgerlich, wieder war der Regierungsrath hier, obgleich ich ihm mein [692] Haus verboten habe? Und Du, Marie, nimmst seinen Besuch an?«

»Soll ich etwa so unklug sein wie Du, und die mächtigsten Männer im Staate zu unsern Feinden machen, damit sie auch mich und meine Kinder aus Warburg ausweisen, damit wir mit Dir bettelnd im Lande umherziehen können?«

Schubert schwieg. Die Worte seiner Frau hatten etwas Wahres, und dieselbe fuhr fort:

»Der Regierungsrath hat Dir Deine neuliche Unart verziehen, er ist sogar bereit, dafür zu sorgen, daß man Dir die Errichtung einer Schule gestattet, wenn Du Deine Einwilligung zu seiner Verbindung mit Röschen giebst. Das Weitere wird sich dann finden. Wenn Du Dich nur politisch still hältst, so wird der Regierungsrath Baldemann für seinen Schwiegervater weiter sorgen.«

»Also verkaufen soll ich unser Kind, verkaufen für mein Recht, für mein gutes Recht, nicht wahr, Frau, das verlangst, das willst Du? Und Du bedenkst nicht, daß Du die eigene Tochter unglücklich machst, Du bedenkst nicht, daß Du unser armes Kind hingeben willst an einen Mann, der hart genug ist, die Noth des Vaters zu benutzen, damit dieser die Tochter zur Verbindung mit einem verhaßten Manne zwinge.«

»Thorheit!« entgegnete Frau Schubert ärgerlich. »Röschen wird eine reiche, angesehene Frau, und sie wird glücklich werden.«

»Nun und nimmermehr!« erwiderte Schubert ernst und streng. »Ungern hätte ich meine Einwilligung gegeben, wenn Röschen dem Regierungsrath zugethan wäre, nur [693] mit blutendem Herzen würde ich ihrem Willen nachgegeben haben, aber verkaufen werde ich mein Kind nimmermehr. Noch einmal will ich versuchen, ob ich beim Minister Recht erhalten kann. Gelingt mir dies nicht, nun wohl, dann werde ich Warburg verlassen und suchen, mir anderswo

mein Brot zu verdienen.«

»Wirklich, wirst Du das versuchen, Du gelehrter Mann? Thue es nur, versuche es, aber vergeblich; Männer Deiner Art giebt es genug in Deutschland, und wenn Du nicht betteln gehen willst, so weiß ich nicht, womit Du Dir Dein Brot verdienen willst. Aber geh' nur, geh' zum Minister Leffnet, versuche Dein Heil, morgen werden wir uns weiter sprechen.«

Am andern Morgen schon mit dem Frühesten erbat sich Doktor Schubert eine Audienz beim Minister; er erhielt dieselbe fast augenblicklich mit einer Bereitwilligkeit, die ihm ein gutes Vorzeichen zu sein schien. Der Minister empfing Schubert mit kalter, förmlicher Höflichkeit.

»Was wünschen Sie, Herr Doktor,« fragte er, als Schubert von einem Kammerdiener zu ihm ins Zimmer geführt wurde.

Schubert erzählte dem Minister, wie er ausgewiesen worden wäre, ohne jede Veranlassung, er erzählte ihm, daß er seit zwanzig Jahren in Warburg wohne, daß er nur hier im Stande sei, seine Familie zu ernähren, daß er an den Bettelstab gebracht werde, wenn man ihn zwinge, die Stadt zu verlassen, in der einzig und allein seine Existenz gesichert erscheine.

Der Minister hörte die Worte Schuberts ruhig mit [694] an. Als Schubert geendigt hatte, sagte er mit einem Achselzucken:

»Ich fürchte, Herr Doktor, daß ich Ihre Wünsche nicht werde erfüllen können; Sie sind bekannt als einer der Führer der hiesigen Revolutionspartei und zwar als einer der gefährlichsten Führer derselben. Ihre Wirksamkeit in Warburg ist Gefahr drohend für den Staat, und der Polizei-Präsident hat daher nur seine Pflicht gethan, indem er Sie aus Warburg ausgewiesen hat.«

»Aber mit welchem Rechte ist dies geschehen, Excellenz?« Mit welchem Rechte kann man mich, da ich seit zwanzig Jahren meinen Wohnsitz in Warburg habe, aus dieser Stadt ausweisen?«

»Nach einem Gesetze vom Jahre 1781«, entgegnete der Minister kalt. Nach einem Gesetze, welches Sie nachlesen können, und welches dem Polizeipräsidenten gestattet, alle diejenigen Personen

aus der Stadt zu verweisen, welche entweder nicht geeignete Existenzmittel haben und von denen man fürchten muß, daß sie der Stadt zur Last fallen werden, oder deren moralische Führung dem öffentlichen Wohle Gefahr drohend erscheint, und zur letzten Klasse gehören Sie!«

»Es ist möglich, daß dies Gesetz einst existirt hat, jedenfalls aber ist dasselbe durch die Verfassung aufgehoben.«

»Sie irren, Herr Doktor, die Verfassung hat die frühern Gesetze nicht aufgehoben, und ich kann daher für Ihre Wünsche Nichts thun.«

»Aber bedenken Euer Excellenz, daß ein Familienvater mit Weib und Kind brotlos wird, daß mich die Ausweisung an den Bettelstab bringt, ja, daß ich zu Hause eine [695] kranke Frau habe, die verhungern kann, da ich nicht im Stande bin, sie ferner zu ernähren.«

Wieder zuckte der Minister die Achseln und sagte kalt:

»Das ist Ihre Sache, Herr Doktor. Es stand in Ihrer Macht, und ich glaube, behaupten zu dürfen, es steht noch in Ihrer Macht, durch eine Aenderung Ihrer politischen Thätigkeit sich das Vertrauen der Behörden zu erwerben. Wollen Sie das thun, wollen Sie den Polizeipräsidenten versichern, daß mit dem heutigen Tage Ihre politische Führung eine andere sein wird, dann glaube auch ich, Ihnen versichern zu dürfen, daß der Herr Polizeipräsident den Ausweisungsbefehl gegen Sie zurücknehmen wird. Freilich, weiter vermag ich Ihnen Nichts zu versprechen.«

»Nun und nimmermehr, Excellenz«, entgegnete Schubert entrüstet. »Ich habe mich geweigert, meine Ueberzeugung zu verleugnen, und ich weigere mich dessen noch.«

Mit diesen Worten verabschiedete sich Schubert vom Minister und dieser entließ ihn mit einer kalten Verbeugung.

ACHTES CAPITEL.

ZWEI WÜRDIGE FREUNDE.

KAUM EINE STUNDE, nachdem Schubert den Minister Leffnet verlassen hatte, ließ sich bei Herrn von Walter, dem Polizeipräsidenten von Warburg, der Regierungsrath Baldemann melden; er wurde augenblicklich empfangen, denn der würdige Polizeipräsident der Stadt Warburg und der Regierungsrath Baldemann waren zwei sehr innige Freunde, Beide unterstützten sich gegenseitig nach Kräften, Beide benutzten ihre hohe amtliche Stellung, um für ihre persönlichen Interessen nach Kräften zu wirken.

Regierungsrath Baldemann wurde von dem Polizeipräsidenten außerordentlich freundlich empfangen.

»Willkommen!« rief Herr von Walter aus. »Ich habe Ihnen eine frohe Nachricht mitzutheilen. So eben hat mir der Minister Leffnet geschrieben, daß der Doktor Schubert bei ihm gewesen sei, um die Ausweisungsordre rückgängig zu machen, daß aber der Minister jede Bitte abschläglich beschieden habe, und daß es daher bei diesem Ausweisungsbefehl verbleibe. So wird denn jetzt der Doktor Schubert [697] binnen 24 Stunden die Stadt verlassen müssen, dafür stehe ich Ihnen. Sie werden anerkennen müssen, daß ich nach Kräften für Sie gesorgt habe.«

»Ja, wahrhaftig, Walter, das haben Sie, und ich bin Ihnen dafür außerordentlich dankbar.«

»Uebrigens gestehe ich Ihnen offen«, fuhr Walter fort, »daß Ihre Dankbarkeit nicht zu groß zu sein braucht, denn mir war dieser Mensch, der Schubert, stets ein Dorn im Auge, er war mir so recht

im Grunde des Herzens verhaßt, er ist eins der gefährlichsten Subjekte von Warburg.«

»Darin, glaube ich, irren Sie. Schubert hat sich in letzter Zeit wenig um Politik bekümmert.«

»Das thut Nichts, er war dennoch höchst gefährlich, und gerade seine Ruhe, sein untadelhafter Lebenswandel, und dabei die Entschiedenheit seiner Gesinnung flößte seinen Mitbürgern mehr Vertrauen ein, als alle jene ungestümen Brauseköpfe, die außer ihm an der Spitze der Partei gestanden haben, dies zu thun vermögen. Aber es ist gleichgültig, ausgewiesen mußte er natürlich, da Sie es wünschten, unter jeder Bedingung werden; aber ich versichere Ihnen, es hat mir nicht geringe Schwierigkeiten gekostet, nicht geringe Ueberredung, ehe ich den Minister Leffet dazu veranlassen konnte, den Ausweisungsbefehl zu genehmigen. Er wollte Anfangs durchaus nicht einwilligen, und versicherte immer, es wäre doch eine zu augenscheinliche, zu schreiende Ungerechtigkeit, einen Mann, der seit zwanzig Jahren in Warburg ansässig sei, aus dieser Stadt zu verweisen.«

»Ich glaube es,« entgegnete Baldemann lächelnd, »der Herr Minister Leffnet, ein so vortrefflicher Politiker er ist, kann sich doch noch nicht von den Gesetzen losreißen, und [698] bedenkt nicht, daß man solchen Feinden, wie die Demokraten, gegenüber, an gar kein Gesetz gebunden ist. Es ist wahrlich eine feine Politik, den Leuten, deren Tendenz es ist, das Gesetz umzuwerfen, zu Gunsten das Gesetz zu befolgen, um sie mit demselben zu schützen.«

»Sie haben vollkommen Recht, aber Leffnet will das immer noch nicht recht einsehen und sogar in dem Briefe — Sie können ihn ja lesen — den er mir eben geschrieben hat, kann er nicht umhin, einige Worte des Bedauerns auszusprechen darüber, daß Schubert durch diese Ausweisung vollkommen brotlos an den Bettelstab gebracht wird.«

»Herrlich!« entgegnete Baldemann mit einem boshaften Lächeln, »das eben ist es, was ich wünsche, was ich verlange, gerade dadurch werde ich zu meinem Ziele gelangen.«

»A propos, Herr Baldemann!« sagte der Polizeipräsident spöttisch, »welches ist denn eigentlich ihr Ziel, wenn ich fragen darf. Ich habe seltsame Sachen über Ihr Verhältniß zum Doktor Schubert, gehört, Sachen, die, ich gestehe es Ihnen, mir fast unglaublich erscheinen möchten, wenn sie nicht bestätigt würden durch manche von Ihren eigenen Worten. Ich habe gehört, Sie hätten sich um die Hand der kleinen Röschen Schubert, der sechszehnjährigen Tochter Ihres Freundes beworben.«

»Nun, und wenn dies wäre?« entgegnete Baldemann finster.

»Ei, so sagte ich, daß Sie, mein verehrter Freund, mindestens halb toll sein müßten.«

»Walter!!«

»Nun ja, fahren Sie nur nicht so auf, bedenken Sie, [699] daß ein Freund zu Ihnen spricht, und gerade Freundes Pflicht ist es, unverholen die Wahrheit zu sagen. Sie, der Regierungsrath Baldemann, Sie, der Mann, in dessen Hand bald genug die Geschicke unseres Landes gelegt werden müssen, denn uns Beiden ist es nicht verborgen, daß das Ministerium Leffnet nicht ewig am Ruder bleiben kann, und daß entschiedene Männer an die Spitze der Regierung berufen werden müssen, Sie wissen so gut als ich, daß Sie Einer von denjenigen sind, die nach dem Ministerium Leffnet in den Rath des Fürsten berufen werden, und Sie, dem eine so glänzende Carriere offen steht, Sie wollen die Tochter des Doktor Schubert heirathen? Ich wiederhole, Baldemann, es ist dies die größte Thorheit, die irgend existirt.«

»Sie mögen Recht haben, Walter,« erwiderte Baldemann, »und ich gestehe Ihnen, ich habe es oft selbst dafür gehalten. Aber wahrlich, ich konnte nicht anders. Ich liebe dieses Mädchen, ich liebe sie mit einer Gluth, die mich verzehrt, sie muß die meinige werden, ich habe es geschworen, ich habe es mir selbst gelobt; ich bin fest entschlossen, diesen meinen Willen auszuführen.«

»Thorheit, Freund! Ein Mann wie Sie, sollte nicht von Liebe sprechen. Ein Politiker und Liebe, das paßt wahrlich schlecht genug zusammen.«

»Sie kennen das nicht, Walter, Sie wissen nicht, was es heißt, zu lieben!«

»Nein, wahrlich, das weiß ich nicht. In meinen Jugendjahren, und die sind lange verflossen, habe ich auch manche Liebe gehabt, und endlich aus sogenannter Liebe geheirathet. Nun, Gott sei Dank, das ist auch vorüber, [700] meine selige Frau liegt längst im Grabe, und ich bin glücklich, daß ich von dieser liebevollen Ehehälfte erlöst bin. Aber ich weiß etwas Anderes, ich kenne eine Leidenschaft, und diese Leidenschaft ist der Ehrgeiz. Auch Sie sind ehrgeizig, Baldemann, auch Sie müssen es sein, denn nur durch den Ehrgeiz können Sie die glänzende Carriere, für welche Ihr Geist, Ihr Talent, Ihre Kenntnisse Sie bestimmt haben, verdienen. Ich bin überzeugt, daß die ersten Familien des Landes es sich zur Ehre machen werden, Sie in ihrer Mitte aufzunehmen. Bedenken Sie, daß durch eine solche Verbindung mit einer unserer ersten Adelsfamilien Sie die gewaltigste Hülfe zu Ihrem ferneren Steigen erlangen; denn Sie dürfen sich nicht verhehlen, daß beim Fürsten Ihr Bürgerthum einigen Anstoß erregt. Verbinden Sie sich mit einer der alten Adelsfamilien, lassen Sie sich womöglich selbst adeln, so ist Ihre Carriere gesichert. Bedenken Sie dies, Baldemann, und gehen Sie ab von dem thörichten Plan, das Mädchen, von dem Sie, wie ich gehört habe, den Korb bekommen haben, zu heirathen.«

Baldemann biß sich bei dieser Rückerinnerung wüthend auf die Lippen, und Walter fuhr fort: »Es ist wahrhaft wunderbar, der Regierungsrath Baldemann von einem kleinen Bürgermädchen einen Korb! Nun Freund, stoßen Sie diese Erinnerung von sich und denken Sie nicht mehr an das Mädchen. Ich habe gern Ihrer Rache gedient, und ich denke, der Korb ist dadurch, daß der Vater ausgewiesen, die Familie an den Bettelstab gebracht worden ist, vollständig gesühnt.«

»Sie irren, Walter«, erwiderte Baldemann ruhig; aber diese ruhige Stimme war nur erzwungen, und mit[701]unter brach die innere Bewegung aus seinen Worten unwillkürlich hervor, »Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich der Rache wegen gegen jenen

Mann operirt habe, nein, ich habe es nur gethan, um meine Pläne auszuführen, um meine Zwecke zu erreichen.«

»Und darf ich nach diesen Zwecken fragen?«

»Einem Freunde darf ich dieselben anvertrauen und am ersten Ihnen, Walter, der sie hinweg sind über jene jämmerlichen Etiquettenfragen des Lebens, der Sie das Streben des Mannes zu würdigen wissen. Ich sehe sehr wohl ein, daß es für mich eine unumgängliche Nothwendigkeit ist, eine einflußreiche Heirath zu schließen, und die romantische Idee, welche ich einige Zeit hegte, Röschen Schubert zu heirathen, ist mit jenem Tage in mir erstickt, an dem ich vom Vater, von jenem jämmerlichen, thörichten Menschen, auf das Unverschämteste zurückgewiesen wurde.«

»Bravo, Baldemann, Bravo!« rief der Polizeipräsident, indem er sich die Hände rieb. Baldemann fuhr fort:

»Aber ich sagte Ihnen bereits, ich muß das Mädchen besitzen, ich habe es mir selbst gelobt, mein Stolz verlangt dies; ich werde nicht eher Ruhe haben, als bis Röschen Schubert die meinige ist, sie soll die Meinige, sie soll meine Maitresse werden, und sie soll Gott danken, daß sie, um dem Hungertode zu entgehen, sich mir in die Arme werfen darf. Das ist mein Plan, Walter, und Sie müssen mich in demselben unterstützen.«

»Teufel, Baldemann, Sie sind doch ein anderer Mensch, als ich gedacht habe, und meine Hülfe soll Ihnen nicht fehlen, wie ich auch andererseits auf die Ihrige rechne. [702] Aber was wollen Sie thun, wie wollen Sie zu solchem Ziele gelangen?«

»Mein Plan ist folgender: Sie wissen, daß Schubert ohne alle Mittel ist, er erwartet, daß die Partei, daß die Demokraten von Warburg seine Frau unterstützen werden, und ich glaube wohl, daß er sich darin nicht täuschen wird, wenn die guten Warburger irgend Jemanden haben, der sich für Schubert verwendet, und ein solcher Mann ist da. Sie kennen Markmann, den innigsten Freund Schubert's. Dieser wird Schubert selbst, wird dessen Familie unterstützen, er wird, obgleich er selbst nicht vermögend ist, doch von den Warburger Bürgern, deren politische Gesinnung wir Beide

ja genugsam kennen, genügende Geldmittel auftreiben, um die Familie Schubert's während dessen Abwesenheit zu unterstützen. Dies müssen wir hintertreiben, Markmann muß auf irgend eine Weise unschädlich gemacht werden. Können Sie nicht auch ihn ausweisen?«

»Nein, das geht nicht. Markmann ist in der Stadt Warburg geboren, und wenn ich mich auch nicht gerade um die Gesetze kümmere, so muß man doch den Schein des Gesetzes wenigstens aufrecht erhalten. Wenn Markmann irgend auszuweisen wäre, dann können Sie sich darauf verlassen, hätte ich ihn längst ausgewiesen.«

»Nun wohl, dann muß man irgend eine Untersuchung gegen ihn einleiten.«

»Aber welche, ich bitte Sie? Ich kenne Markmann's politischen Lebenswandel genau, und ich weiß, daß er trotz seiner Entschiedenheit doch stets so vorsichtig gewesen ist, sich niemals zu kompromittiren. Verschiedene Prozesse habe ich bereits gegen ihn einleiten lassen, aber immer haben [703] die Richter wegen Mangel an Beweisen alle diese Prozesse zurückgewiesen, Markmann ist überall siegreich hervorgegangen. Nicht einmal ihn vor die Geschwornen stellen zu lassen, nicht einmal dazu konnte ich gelangen.«

»Deshalb müssen Sie ein Aeußerstes versuchen, mein lieber Walter, Sie müssen es wirklich thun, Sie erweisen mir dadurch einen außerordentlichen Dienst. Markmann muß in Untersuchung gezogen werden, mögen wir die Zeugen nehmen, woher wir können, mag Markmann später freigesprochen werden, Alles dies ist gleichgültig, in Untersuchung müssen wir ihn ziehen, und dies, sollte ich denken, könnte nicht schwer werden.«

»Sie verlangen viel von mir, sehr viel,« erwiderte der Polizeipräsident, »aber ich will sehen, was sich thun läßt.«

Er klingelte und gab dem eintretenden Diener den Befehl, den Polizeiwachtmeister Weise, falls sich derselbe in dem Bureau befinde, herbeizurufen. Kaum einige Minuten später erschien der Polizeiwachtmeister Weise, indem er mit unterthäniger Miene, in

militairischer Haltung in's Zimmer trat.

»Sie kennen den Literaten Markmann?« fragte der Präsident den Eintretenden.

»Zu befehlen, Herr Präsident.«

»Markmann ist einer der gefährlichsten Wühler in der Hauptstadt. Der Mann muß nothwendiger Weise bei seiner bisherigen demokratischen Beschäftigung irgend eine Majestätsbeleidigung oder irgend ein anderes Verbrechen begangen haben, welches bisher noch nicht zu entdecken möglich war. Wissen Sie von etwas Dergleichen?«

[704] »Bis jetzt noch nicht, Herr Präsident.«

»Nun, Herr Wachtmeister Weise, dann werden Sie, ich rechne mit Bestimmtheit darauf, mir binnen zwei Tagen irgend Zeugen für ein derartiges Verbrechen des Markmann beschaffen. Es muß gegen diesen Menschen eine Untersuchung eingeleitet werden, es ist dies aus besonderen Staatsrücksichten unumgänglich nothwendig. Ich rechne auf Ihren Diensteifer, der nicht unbelohnt bleiben soll, wie ich auch hoffe, daß Sie die größte Verschwiegenheit über diese Sache bewahren werden. Binnen zwei Tagen haben Sie Zeugen für ein solches Verbrechen des Markmann zu beschaffen, nach welchem dieser in den Kriminal-Untersuchungs-Arrest zu bringen ist.«

»Zu befehlen, Herr Präsident.«

»Kann ich mich auf Sie verlassen?«

»Mit vollkommener Sicherheit, Herr Präsident. Ich werde meine Pflicht, wie immer bisher, so auch jetzt nach meinen besten Kräften thun.«

Der Polizeipräsident verneigte sich leicht, mit einer äußerst demüthigen, unterthänigen Verbeugung schied der Polizeiwachtmeister.

Als Weise das Zimmer verlassen hatte, rieb sich der Polizeipräsident freudig die Hände.

»Das ist ein prächtiger Mensch, dieser Weise«, sagte er lächelnd, »ein prächtiger Mensch, auf den man sich vollkommen verlassen kann. Uebermorgen haben wir die Beweise für irgend ein Komplott,

eine Majestätsbeleidigung oder ein anderes Verbrechen gegen Markmann, welches uns vollkommen ermächtigen wird, denselben ins Gefängniß zu werfen, Sie können sich darauf verlassen, mein Freund, [705] und Sie sehen, ich bin Ihnen so gefällig, als dies irgend möglich ist. Aber jetzt bitte ich Sie, welche Pläne haben Sie weiter?«

»Ich habe Ihnen bereits meine Absicht in allgemeinen Umrissen angedeutet. Die Familie Schubert muß in die äußerste Dürftigkeit versetzt werden. Ich werde mich dann an die Mutter wenden, sie unterstützen und dafür von ihr nichts Anderes, als ihre Tochter verlangen. Frau Schubert ist eins jener Weiber, deren Eigennutz sie zu Allem fähig macht, ich bin überzeugt, sie wird mir ihre Tochter mit dem größten Vergnügen verkaufen, und das junge Mädchen selbst ist so gutmüthig, daß es, um seiner Mutter zu helfen, sich nicht weigern wird, mir anzugehören.«

»Bravo, Baldemann, Bravo! Ich sehe, Sie sind doch der Mann, für den ich Sie immer gehalten habe, Ihr Plan ist vortrefflich und er wird, er muß gelingen.«

NEUNTES CAPITEL.

DER VERBANNTE.

SCHUBERT WAR vom Minister Leffnet in seine Wohnung zurückgekehrt. Jede Hoffnung, die Ausweisung rückgängig zu machen, mußte jetzt aufgegeben werden, Schubert mußte sich darauf vorbereiten, Warburg zu verlassen, und mit schwerem, sorgevollem Herzen that er es, denn welches Schicksal seiner Familie bevorstand, er wußte es, hatte er doch nicht einmal Mittel für sein eigenes Leben, für seinen eigenen Unterhalt.

Frau Schubert empfing ihren Mann mit einem äußerst gehässigen Wesen, ihre krankhafte Aufreizung war bis aufs Aeußerste gestiegen und sie machte Schubert die bittersten schneidensten Vorwürfe, aber Schubert empfing alle diese Vorwürfe mit Ruhe, er schrieb sie stets der Krankheit seiner Frau zu, und indem er sich vorbereitete, seine wenigen Habseligkeiten, deren er unbedingt bedurfte, einzupacken, suchte er, durch freundliche Worte die gehässige Frau zu beschwichtigen; als ihm dies indessen nicht gelang, nahm er ruhig den Hut, um sich zu seinem Freunde Markmann zu begeben.

[707] Er erzählte diesem die Ausweisung, welche ihn betroffen hatte, und er fragte seinen Freund jetzt um Rath, was er thun, auf welche Weise er sich seinen Unterhalt ermöglichen solle. Markmann ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Diese vollkommen ungerechtfertigte Ausweisung, diese neue Maßregel der Willkür der stets in Willkürmaßregeln sich bewegenden Regierung von Warburg hatte ihn auf das Aeußerste erzürnt, fast zur Wuth gebracht; aber er hielt an sich und sagte endlich, indem er

Schubert die Hand bot und sie in inniger Bewegung drückte:

»Ich bin die Schuld daran, mein Freund, daß Du in diese unangenehme, trübselige Lage gekommen bist; auf mein Zureden bist Du in den Verein gegangen, und dieser Schritt ist die erste Ursache aller Deiner Fatalitäten, an mir ist es jetzt auch, zu thun, was in meinen Kräften steht, um Dir soviel als irgend möglich, Dein Unglück tragen zu helfen, und verlaß Dich darauf, ich werde, so lange ich selbst noch Etwas habe, weder Dich noch Deine Familie verlassen.

Schweigend drückte Schubert dem Freunde die Hand, denn er wußte, daß dies ein Anerbieten war, nicht leicht hin, sondern in der Absicht gegeben, es auch im weitesten Umfange zu halten.

»Laß uns überlegen«, sagte Markmann, »was Du fürs Erste zu thun hast. Im Fürstenthume Warburg kannst Du nicht bleiben, man wird Dich von einem Orte zum andern verweisen, und wohin Du auch kommen magst, überall würdest Du chikanirt werden. Ebenso wenig kannst Du nach Preußen, Sachsen oder einem andern deutschen Staate gehen, nirgends wird man Dich leiden. Es bleibt Dir dann Nichts weiter übrig, als Dir im Auslande mit Deinen [708] Kenntnissen Deinen Lebensunterhalt zu erwerben. Du sprichst ja wohl französisch, englisch und italienisch?«

»Ja wohl, ich spreche alle drei Sprachen ziemlich fertig.«

»Dann würde ich Dir rathen, geh nach Turin, dort ist noch die einzige Stätte der Freiheit in Europa, England und die kleine Schweiz ausgenommen; aber beide Länder eignen sich nicht für Dich, da beide von deutschen Flüchtlingen überfüllt sind. In Turin wird es Dir vollkommen möglich sein, durch deutschen, französischen und englischen Sprachunterricht die Mittel zu Deinem Lebensunterhalte zu erwerben, und die Reisekosten, welche allerdings bedeutend genug sind, werde ich Dir vorschießen. Ich besitze noch einige Hundert Thaler, diese mußt Du als Darlehn annehmen und für Deine Frau, für Deine Familie werde ich ebenfalls sorgen. Es wird uns dabei eben nicht sehr reichlich gehen, aber wir müssen uns miteinander einschränken.«

Schubert nahm das Anerbieten des Freundes an, wie es gegeben war, so herzlich, so innig, und drückte Markmann die Hand. Kein Wort wurde gesprochen, denn beide Freunde betrachteten ein solches Opfer als sich ganz von selbst verstehend, und etwas beruhigter konnte Schubert an die Vorbereitungen zu seiner Reise gehen.

Es war eine traurige, traurige Reise. Von den Seinigen viele Meilen weit entfernt, ohne zu wissen, wie es Ihnen ging, mußte Schubert sich in der Fremde selbst ein Schicksal zu begründen suchen, und er sah sich auf Annahme von Almosen, denn anders konnte er die ihm von seinem Freunde angebotene Summe nicht betrachten, angewiesen; [709] aber dennoch ging er mit Muth an sein schweres Werk, sich ein neues Schicksal zu begründen.

Er kehrte in seine Wohnung zurück, die Sachen wurden gepackt, alle die Bücher nahm er mit, welche für den Unterricht in der deutschen, französischen und englischen Sprache nothwendig waren. So kam der Abend des Tages heran, und mit ihm die Stunde, in welcher Schubert die Stadt verlassen mußte. Frau Schubert hatte den ganzen Tag über mürrisch und unzufrieden ihren Mann mit Vorwürfen überhäuft, Röschen Schubert hatte geweint, und Schubert selbst war still in sich gekehrt gewesen, denn nur mit betrübtem Herzen konnte er die Frau verlassen, die, er fühlte es, der Tochter nicht den wahren mütterlichen Schutz gewähren konnte.

Endlich schlug die Abschiedsstunde, er sagte seiner Frau Lebewohl, die ihn nicht nach der Eisenbahn begleiten konnte. Frau Schubert hatte keine Thräne für den abreisenden Mann, ihrem eigensüchtigen, kalten Herzen war der Mann Nichts, sie trauerte nicht darüber, daß sie von ihm Abschied nehmen mußte, nur darüber, daß er seine Stelle verloren hatte, und daß sie jetzt mit Sorge und Noth, vielleicht sogar mit dem Hunger zu kämpfen haben würde. Vergeblich hatte Schubert sich bemüht, die Frau zu trösten, vergeblich hatte er ihr vorgestellt, daß Markmann, der treue Freund, sie nicht verlassen würde; Frau Schubert dachte freilich schon, ohne es indessen auszusprechen, an einen anderen Freund,

von dem sie Hülfe erwartete, an den Feind ihres Mannes, an den Regierungsrath Baldemann.

Kalt und herzlos nahm Frau Schubert von ihrem Manne Abschied. Röschen begleitete den Vater auf die [710] Eisenbahn und dort traf ihn auch noch einmal Markmann, um dem Freunde ein letztes Lebewohl zu sagen. Er wiederholte sein Versprechen, für die Familie Schuberts zu sorgen nach besten Kräften, er versprach Schubert, öfter zu schreiben, ihm stets die Verhältnisse der Heimath wissen zu lassen.

Das beruhigte den Abreisenden wenigstens etwas, wenn es ihm auch freilich keine Sicherung für das Schicksal seiner Familie geben konnte, denn Markmann war ja selbst nicht vermögend und nur mit schweren Opfern vermochte er sein Versprechen zu erfüllen.

Schubert reiste ab. Wir können ihn auf dieser Reise nicht begleiten, nicht die mancherlei Erlebnisse erzählen, welche er hatte; nur mit wenigen Worten können wir dem Leser seine Schicksale im Auslande mittheilen.

Als Schubert in Turin ankam, hatte er gerade noch so viel von seinem Reisegelde übrig, daß er vielleicht acht bis vierzehn Tage auf das Kümmerlichste und Sparsamste davon zu leben vermochte. Das war eine trübe Aussicht, aber Schubert verlor den Muth nicht. Er wendete sich an einige einflußreiche Männer der demokratischen Partei, er theilte diesen sein Schicksal mit und seinen Wunsch, im Englischen, Französischen und Deutschen, sowie in den alten Sprachen Unterricht zu ertheilen; er fand augenblicklich die freundlichste Bereitwilligkeit, die liebevollste Unterstützung, und so gelang es ihm denn schon nach einigen Wochen, sich freilich eine sehr kümmerliche, aber doch eine Existenz zu verschaffen.

Schubert schrieb sofort nach der Heimath, um seiner Frau Nachricht von dem glücklichen Erfolge seiner Reise zu [711] geben, aber er erhielt keine Antwort. Freilich konnte er die Frau nicht bitten, ihm nach Turin zu folgen, das war vollkommen unmöglich, wenigstens vor der Hand, und obgleich sich voraussehen ließ, daß binnen kurzer Zeit seine Verhältnisse als Lehrer sich so gestalten

würden, daß es ihm möglich sein werde, auch seine Frau und seine Kinder in Turin zu ernähren, so ließ sich dies doch vor der Hand noch nicht thun, nicht einmal das Reisegeld vermochte er der Frau zu schicken, und so mußte er diese dann immer wieder auf Markmanns Gefälligkeit vertrösten.

Briefe auf Briefe schickte Schubert in die Heimath, aber auf keinen erhielt er Antwort. Er schrieb einigemale an Markmann, aber auch dieser antwortete nicht. Er schrieb an seine Frau, an seine Tochter, aber vergeblich war alles Warten, keine Antwort kam.

So vergingen drei Monate dem Ausgewiesenen in furchtbarer Pein. Da kam er eines Tages in ein Kaffeehaus, in welchem sich deutsche Zeitungen befanden, er blätterte in denselben umher und las. Plötzlich fielen seine Augen auf einen Artikel, der von Warburg datirt war und dieser Artikel machte ihm fast das Blut in den Adern erstarren. Er lautete folgendermaßen:

»Warburg, den 16. Januar. Der Prozeß gegen den Literaten Markmann geht seinen Gang vor. Allerdings heißt es im Publikum, daß gegen Markmann gar keine Beweise vorhanden seien, allerdings versichert man, daß die Verhaftung des bekannten Demokratenführers in Warburg aus einer persönlichen Gereiztheit des Polizeipräsidenten oder eines vielleicht ebenso hoch gestellten Mannes verursacht worden sei, aber alle diese Reden sind nur un[712]verbürgte Gerüchte, und es steht fest, daß wichtige Zeugenaussagen gegen den berüchtigten Führer der warburger Demokratie vorliegen. Der Polizeiwachtmeister Weise, einer der thätigsten und tüchtigsten Polizeiagenten von Warburg hat eine Masse von Zeugenaussagen, welche sich meistens auf frühere Reden Markmanns, auf seine Verbindungen mit auswärtigen demokratischen Vereinen, auf die hochverrätherischen Pläne, die diesen Verbindungen untergelegen haben, beziehen herbeigeschafft und so dürfen wir denn binnen kurzer Zeit einer interessanten Enthüllung der demokratischen Umtriebe entgegensehen, wenn, wie wir hören, der Prozeß Markmanns vor den Geschwornen öffentlich verhandelt werden wird.

Eine besondere Wichtigkeit für den Prozeß Markmanns haben die von dem flüchtigen Doktor Schubert aus Turin während der Haft eingelaufenen Briefe gehabt. Dieser berüchtigte Führer der warburger Demokratie hat, Weib und Kind im Stiche lassend, sich aus Warburg geflüchtet, um der verdienten Strafe für diese seine demokratischen Umtriebe zu entgehen. Mit seinem Freunde Markmann hat er in fortwährender Korrespondenz gestanden aber diese Briefe, welche sich auf das Schamloseste über die Regierung in Warburg aussprechen, sind aufgefangen und den Gerichtsbehörden überliefert worden.

Charakteristisch für den Doktor Schubert ist besonders die Nichtswürdigkeit, mit welcher er seine kranke Frau in Warburg vollständig hülflos zurückgelassen hat. Ohne die Hülfe eines treuen Freundes, der sogar trotz seiner politischen Meinungsverschiedenheit mit dem Doktor Schubert sich nicht gescheut hat, mit aufopfernder Liebe die [713] Zurückgelassenen zu unterstützen, ohne die Hülfe des Regierungsrathes Baldemann wäre Frau Doktorin Schubert, von ihrem herzlosen Manne verlassen, ohne alle Mittel, dem Hungertode erlegen. Das sind die Führer der Demokratie, solche Männer wollen heut zu Tage das Volk führen!«

Voll Entrüstung las Schubert den unwahren und entstellten Artikel. Aber Eins schien in diesem Gewebe der Lüge doch wahr zu sein; es ging aus dem Artikel hervor, daß Markmann gefangen, in Untersuchung sei, es ging ferner daraus hervor, daß Frau Schubert mit dem Regierungsrathe Baldemann wieder im freundschaftlichsten Verhältnisse stand, daß sie von diesem Unterstützungen angenommen habe. Beides flößte Schubert die größte Sorge ein. Augenblicklich schrieb er nach Hause, er schrieb an seine Frau und bat diese mit den eindringendsten Worten, daß sie ihm wahr und unverholen schreibe, was während seiner Abwesenheit in Warburg vorgefallen sei, daß sie ihm die Schicksale Markmanns mittheile, daß sie ihm auch mittheile, ob es wahr sei, daß sie, wie er gehört habe, während seiner Abwesenheit von dem Regierungsrath Baldemann unterstützt worden sei.

Angstvoll erwartete Schubert die Antwort seiner Frau. Wie gern wäre er nach Warburg zurückgeeilt, um sich persönlich von der Lage seiner Familie, seines Freundes zu überzeugen; aber er konnte es nicht, denn noch immer waren seine Mittel nicht der Art, daß es möglich gewesen wäre, die weite Reise anzutreten. Freilich hatte sich seine Lage von Tage zu Tage verbessert, täglich waren ihm mehr Unterrichtsstunden angeboten und von ihm angenommen [714] worden, und auch die Preise dieser Stunden waren von Tag zu Tag gestiegen. Aber die Reise von Turin nach Warburg ist weit und kostspielig, und so sah sich denn Schubert gezwungen, mit angstvollem Herzen auf Nachrichten von Warburg zu warten.

Immer und immer kam kein Brief; wieder schrieb er und wieder, da erhielt er, nachdem er wohl sechs Monate ganz ohne Nachrichten von Hause geblieben war, endlich einen Brief aus Warburg von der Hand seiner Frau. Er öffnete das Schreiben, welches nur wenige Zeilen enthielt, die mit fast unleserlichen Zügen geschrieben waren:

»Komm zurück, Schubert«, so hieß es in diesem Briefe, »ich flehe Dich an, komm' zu mir, damit ich ruhig sterben kann. Ich muß Dich noch einmal sehen vor meiner letzten Stunde, die mit fürchterlicher Schnelle herannaht, noch einmal muß ich Dich sprechen, um Deine Verzeihung zu erlangen, wie unwürdig ich derselben auch bin. Komm zu mir, Schubert, mit Thränen flehe ich Dich an, Du wirst mir diese letzte Bitte nicht abschlagen.

Marie.«

Wieder und wieder las Schubert den merkwürdigen Brief, diesen Brief, der ihm keinen Aufschluß gab über die Verhältnisse seiner Frau, der ihm nur zeigte, daß die Krankheit derselben sich verschlimmert haben müsse, und daß ein trauriger Ausgang nahe bevorstände. Schubert hatte jetzt einiges Geld mehr gesammelt und konnte die Reise möglich machen. Er entschloß sich daher kurz, sofort nach Warburg zu reisen, um die letzten Bitten seiner Frau zu erfüllen; schon am folgenden Tage war er unterweges.

ZEHNTES CAPITEL.

MARKMANN.

DER LESER ERINNERT SICH, daß Markmann und Röschen Schubert auf dem Bahnhofe geblieben waren, bis der Freund und Vater abgefahren war. Röschen weinte bitterlich, vergeblich suchte Markmann sie zu trösten, trübe, düstre Vorahnungen erfüllten das junge Mädchen, welches wohl fühlte, daß eine furchtbare Zeit der Noth ihr bevorstehe, nicht der Armuth allein, denn diese zu ertragen erschien ihr kaum schwer, sondern der bitteren Geistesnoth. Röschen war jetzt allein mit der Mutter, sie hatte die kräftige Hülfe des Vaters verloren, wie sollte sie ferner dem Andringen und Zureden der Mutter widerstehen, wenn diese von ihr Freundlichkeit gegen den verhaßten Regierungsrath Baldemann forderte? Bisher konnte das junge Mädchen sich auf den Vater stützen, der liebevoll, ernst und ruhig, ohne je ein unfreundliches Wort zu sagen, dennoch die Tochter stets vor der harten und zänkischen Mutter in Schutz genommen hatte. Jetzt aber war der Vater fortgereist, jetzt hatte Röschen keine Stütze, keinen Freund mehr, jetzt [716] stand sie allein da, und sie fühlte sich zu schwach, um dem Andringen der Mutter widerstehen zu können.

Röschen war ein junges Mädchen von siebzehn Jahren und gerade ihr liebevolles, freundliches Gemüth machte sie den Bitten einer Mutter gegenüber schwach. Ihr Charakter hatte noch nicht in den Stürmen des Lebens sich befestigen können, und so fürchtete Röschen denn die bevorstehende Zeit, da sie wohl fühlte, daß sie ohne den Vater der Mutter nicht würde widerstehen können, selbst wenn diese Unrechtes von ihr fordere.

Markmann versuchte vergeblich, die bitterlich Weinende zu trösten, es gelang ihm dies nicht, denn Röschens Schmerz war kein äußerlicher, diese Thränen kamen unmittelbar aus dem Herzen, und erst als Markmann, den Röschen als den treusten, aufopferndsten Freund des Vaters liebte und achtete, dessen festen, ehrenhaften Charakter sie kannte, ihr heilig und fest versprach, ihr ganz ein Vater sein zu wollen, sie zu schützen, selbst gegen ihre Mutter, erst da beruhigte das junge Mädchen sich einigermaßen.

So führte denn Markmann Röschen in das Haus ihrer Mutter zurück. Frau Schubert empfing den Freund ihres geschiedenen Gatten mit nicht besonderer Herzlichkeit, aber Markmann kümmerte sich darum wenig, er setzte sich neben die Frau aufs Sopha, und nachdem er die letzten Grüße Schuberts überbracht hatte, sagte er:

»Wir müssen jetzt, Frau Schubert, uns ein wenig besprechen über die Zukunft, über die Art und Weise, wie wir die Mittel zu Ihrer ferneren Existenz beschaffen. Sie wissen, daß es Schubert unmöglich gewesen ist, auch nur [717] so viel für Sie zurückzulassen, daß Sie wenige Tage leben können.«

»Freilich,« unterbrach ihn Frau Schubert heftig und böse, »der höchst gelehrte und kluge Mann hat nur so viel Geld zusammen zu scharren gewußt, daß er selbst glücklich nach Turin gelangen kann, an Frau und Kinder hat er nicht gedacht; diese hat er mit Nahrungssorgen kämpfend zurückgelassen, ja dem Hungertode Preis gegeben.«

»Sie sind im höchsten Grade ungerecht, Frau Schubert, und nur ihre Krankheit entschuldigt solche böse Redensarten«, entgegnete Markmann entrüstet. »Schubert hat wohl für Sie gesorgt, indem er einem Freund, auf dessen Hülfe er sich verlassen kann, das bestimmte Versprechen abgenommen hat, Sie nicht im Stiche zu lassen. Ich selbst bin dieser Freund, und ich versichere Ihnen, Frau Schubert, so lange ich selbst noch einen Bissen zu essen habe, so lange sollen auch Sie nicht mit Nahrungssorgen kämpfen.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Markmann«, entgegnete

Frau Schubert etwas milder. »Aber es ist schwer und hart für eine kranke Frau, wenn sie das Gnadenbrot fremder Leute essen soll.«

»Kein Gnadenbrot, Frau Doktorin, kein Gnadenbrot. Ich thue Nichts, als daß ich Ihnen die Mittel für Ihre Existenz einige Zeit lang vorstrecke. Schubert wird, wohin er auch kommen mag, sich eine Existenz begründen; seine hohen Talente können ihn höchstens für einige Wochen oder Monate in Dürftigkeit gerathen lassen, endlich muß er sich nothwendig aus derselben hervorarbeiten und wird leicht im Stande sein, mir das wenige zurück zu zahlen, was ich für ihn und für seine Familie auszugeben im Stande bin. [718] Aber Frau Schubert, ich gestehe Ihnen offen, daß ich leider nur wenig habe, Sie werden ein kümmerliches, dürftiges Brot essen, und ich rathe Ihnen daher, lassen Sie Röschen, die ja erwachsen genug ist, um durch Arbeiten ihr Brot zu verdienen, für andere Leute nähen, sticken, oder ähnliche weibliche Arbeiten machen. Ich werde dafür sorgen, daß Röschen Arbeit in Hülle und Fülle finden soll.«

»Also für fremde Leute arbeiten soll mein Kind?« fragte Frau Schubert bitter. »Eine Näherin werden, dahin ist es gekommen?«

»Arbeit schändet nicht,« entgegnete Markmann erzürnt. »Preisen Sie sich glücklich, Frau Schubert, wenn Sie im Stande sind, durch Arbeit Ihr Brot zu verdienen. Wie Mancher vermag dies nicht und geht, obgleich er gern arbeiten möchte, doch dem Hungertode entgegen, weil er keine Arbeit findet. Doch genug, Frau Doktorin, ich glaube, Sie werden mit mir einverstanden sein, daß es besser ist, wenn Sie durch Röschens Arbeit einen Zuschuß zu Ihrer Wirthschaftkasse erlangen, als dadurch, daß ich die Mildthätigkeit der demokratisch gesinnten Bürger von Warburg in Anspruch nehme. Nur im äußersten Fall, das habe ich Schubert versprochen, würde ich dies thun, nur wenn meine eigenen Mittel und Röschens Arbeit durchaus nicht mehr zureichen.«

Frau Schubert blickte finster zu Boden.

»Ich dachte, mein Mann hätte der demokratischen Partei in Warburg so viel geopfert, daß es wohl die Schuldigkeit derselben

wäre, Weib und Kind des Ausgewiesenen zu unterstützen.«

»Gewiß, und das wird geschehen, sobald es nöthig [719] ist, aber Sie kennen den Willen Ihres Mannes, ich habe Schubert mit Hand und Mund versprechen müssen, unter keiner Bedingung eher die Hülfe der Partei in Anspruch zu nehmen, bis mir kein anderer Ausweg für Ihre Existenz zu sorgen, übrig bleibt.«

»Aber, Herr Markmann, ich dächte…«

»Frau Schubert, Sie kennen den Willen Ihres Mannes und bei diesem bleibt es; ich werde die Wünsche meines Freundes auf das Genaueste erfüllen, und in keiner Weise von denselben abgehen. Schubert weiß, daß gewöhnlich zu den Sammlungen für die hervorragenden Parteimitglieder, die für die Partei ins Unglück gekommen sind, die ärmsten Leute das Meiste beitragen, er weiß, daß die Groschen, welche aus den Beuteln der armen Arbeiter zu solchen Unterstützungen fließen, schwer verdient sind, daß viele Schweißtropfen harter Arbeit an denselben kleben, er weiß, daß sie erkauft werden durch schwere Entbehrungen, welche jene braven Männer sich deshalb auferlegen müssen, und er will nur im äußersten Nothfalle von solcher Unterstützung Gebrauch machen. Schuberts Wille ist in diesem Falle für mich Gesetz, und ich theile seine Ansicht auf das Vollkommenste.«

»Nun, wie Sie wollen, Herr Markmann«, entgegnete Frau Schubert ärgerlich. »Meinetwegen mag Röschen versuchen, wie viel sie, durch ihre Arbeit zu verdienen, im Stande ist. Ich denke außerdem noch Freunde zu finden, die mich unterstützen werden.«

»Sie wissen, daß ich mich selbst dazu gegen Schubert verpflichtet habe.«

»Ich weiß, ich weiß, Herr Markmann; aber ich weiß auch, daß die Feder eines Litteraten nicht eben zu viel ein[720]bringt, ich weiß auch, daß Sie eben selbst nur so viel haben, als Sie selbst gebrauchen.«

»Ich werde mich einschränken, Frau Schubert, und wir werden beiderseits genug zu leben haben.«

»Gut, Herr Markmann, gut, das ist sehr freundlich von Ihnen und

vielleicht werde ich Ihre Güte in Anspruch nehmen. Vorläufig aber glaube ich, auf die Hülfe noch anderer Freunde rechnen zu können.«

Frau Schubert hatte kaum diese Worte gesprochen, als die Hausglocke ertönte und als schon einige Augenblicke später der kleine Sohn Schuberts den Regierungsrath Baldemann ins Zimmer führte. Baldemann ging schnell auf Frau Schubert zu und küßte ihr achtungsvoll die Hand.

»Ich habe mit tiefem Bedauern gehört, meine verehrte Frau Doktorin, daß Schubert wirklich hat die Stadt verlassen müssen. Ich habe mich aufs Aeußerste bemüht, den Ausweisungsbefehl rückgängig zu machen, denn ich weiß, wie schwere Sorgen Ihnen derselbe veranlassen muß; aber es ist mir nicht gelungen, alle meine Anstrengungen sind vergeblich gewesen.«

»Das ist ja wunderbar«, sagte Markmann spöttisch; »der Regierungsrath Baldemann, der einflußreichste Mann in ganz Warburg, hat sich zu Gunsten des Doktor Schubert verwendet, und es ist ihm unmöglich gewesen, für denselben zu wirken. Wahrlich, das verstehe ich kaum!«

Baldemann blickte einen Moment verlegen zu Boden, aber augenblicklich faßte er sich wieder und wendete sich mit einer leichten Verbeugung zu Markmann:

»Ich habe, wenn ich nicht irre, die Ehre mit Herrn Markmann zu sprechen.«

[721] »Das ist mein Name, Herr Regierungsrath.«

»Dann ist mir freilich«, fuhr der Regierungsrath fort, »der spöttische Ton, mit dem Sie, mein Herr, eben sprachen, wohl erklärlich. Ich kann Ihnen indessen versichern, daß Sie sich in einem gewaltigen Irrthume befinden. Ich meine es aufrichtig, sehr aufrichtig mit dem Glücke der Familie Schubert, und Frau Doktorin Schubert weiß dies auch sehr wohl. Daß ich es aufrichtig meine, mögen Sie daraus ersehen, daß ich Sie, Herr Markmann, der Sie ein Freund des Doktor Schubert sind, der Sie, wie ich gehört habe, sich gegen Schubert verpflichtet haben, dessen Familie zu unterstützen,

daß ich Sie warne vor der nächsten Zukunft. Meine Amtspflicht verbietet mir, Ihnen mehr zu sagen; aber lassen Sie diese Warnung nicht unberücksichtigt.«

Markmann lächelte verächtlich:

»Ich weiß, Herr Regierungsrath, daß man hinter meinem Rücken, und besonders am heutigen Tage, vielfach operirt hat, ich weiß, daß der verehrungswürdige Polizeiwachtmeister Weise bei allen schlechten Subjekten in der Stadt umher gegangen ist, um von denselben Aeußerungen zu erfahren, die ich in dem oder jenem Verein während des vorigen Jahres gethan haben soll. Man hat mir dies sogleich hinterbracht, denn Sie müssen wissen, Herr Regierungsrath, daß ich eben so gut eine Polizei habe, wie Sie selbst, nur mit dem Unterschiede, daß Sie falsche Nachrichten für theures Geld erhalten, während mir wahre Nachrichten umsonst aus Freundschaft und aus Eifer für die gute Sache mitgetheilt werden. Ich bin aber trotz aller [722] gegen mich angewendeten Chikanen vollkommen unbesorgt, denn ich weiß, daß das gute Recht auf meiner Seite ist.«

»Wohl Ihnen«, entgegnete der Regierungsrath kalt, »aber Ihre eigene Schuld wird es sein, wenn Sie meine Warnung unberücksichtigt lassen.«

Markmann erwiderte hierauf Nichts, sondern stand auf und nahm Abschied von der Frau Doktorin Schubert, indem er in etwas gereiztem Tone zu ihr sagte:

»Ich weiß jetzt, Frau Doktorin, von welcher Seite her Sie Unterstützung zu empfangen glauben, ich will Sie deshalb nicht länger stören; aber ich bemerke Ihnen, daß ich trotzdem meinem, Ihrem Manne gegebenem Versprechen treu bleiben werde.«

Frau Schubert nickte nur kalt mit dem Kopfe und Markmann entfernte sich, indem er mit dem Regierungsrathe eine kalte, steife, förmliche Verbeugung austauschte. Der Regierungsrath blieb bei der Doktorin zurück.

»Glauben Sie denn wirklich, verehrte Frau,« sagte Baldemann, nachdem Markmann das Haus verlassen hatte, »daß dieser Mensch

Ihnen von irgend einer Hülfe sein wird?«

»Markmann ist ein ehrenhafter Mann«, entgegnete Frau Schubert. »Er ist allerdings ein excentrischer Kopf, aber durch und durch rechtlich. Er hat meinem Manne fest versprochen, daß er für mich und meine Tochte Sorge tragen wird, dies Versprechen wird er halten.«

»Wenn er dazu im Stande ist. Dies aber wird nicht der Fall sein, denn wie ich schon aus Freundschaft für Sie andeutete, er schwebt in großer Gefahr.«

»Was hat man aber gegen Markmann?« Schubert [723] sagte mir immer, daß derselbe trotz seiner Energie, trotzdem, daß er nie einen Augenblick von der äußersten Konsequenz der Demokratie abgewichen sei, doch stets die höchste Vorsicht beobachtet habe, und daß man ihm auch nicht die allerentfernteste verbrecherische That zu beweisen im Stande wäre.«

»Ich weiß davon Nichts; derlei Dinge gehen die Gerichte, die Polizei, nicht aber die Regierung an. Nur so viel bin ich im Stande Ihnen mitzutheilen, daß Markmann binnen wenigen Tagen, vielleicht binnen wenigen Stunden verhaftet werden wird. Wie ich höre, hat man allerdings die triftigsten Beweise von der großen republikanischen Verschwörung, welche sich über ganz Deutschland verbreitet, und an deren Spitze Markmann mit Andern steht, aufgefunden. Ich sage Ihnen dies im Vertrauen, Frau Doktor Schubert, und hoffe, Sie werden davon keinen weiteren Gebrauch machen.«

»Gewiß nicht,« entgegnete Frau Schubert kalt. »Wenn Markmann sich zu derlei Umtrieben hergegeben hat, so mag er sehen, wie er zurecht kommt.«

»Jetzt zu etwas Anderm, meine verehrte Frau, zu Ihrem eigenen Verhältnisse«, fuhr der Regierungsrath fort. »Ich weiß, daß es außer den Kräften des Doktor Schubert gelegen hat, Ihnen, meine verehrte Frau, die Mittel zu Ihrer Existenz zurückzulassen. Mit Bedauern bin ich durch meine staatsmännische Pflicht gezwungen gewesen, zum Unglücke Ihres Mannes, den ich trotz seiner abweichenden

politischen Ansichten achte, ja verehre, beizutragen. Allerdings sind Schubert und ich das letzte Mal unfreundlich zusammen gekommen, aber ich mag vielleicht die Schuld [724] daran gehabt haben, ich hätte Rücksicht nehmen müssen auf Schuberts etwas abstoßenden Charakter, das habe ich nicht gethan, deshalb trage ich ihm seine Unfreundlichkeit nicht nach, und so erfülle ich auch freudig die Pflicht, Ihnen, verehrte Frau, in Abwesenheit Ihres Gemahls meine Hülfe anzubieten, nur dadurch glaube ich, einigermaßen die durch meine Amtspflicht mir auferlegte, traurige Nothwendigkeit sühnen zu können, die mir geboten hatte, Sie ins Unglück zu bringen. Ich hoffe, Frau Doktorin, Sie werden mir gestatten, Ihnen behülflich zu sein.«

Frau Schubert antwortete mit einem freundlichen Lächeln:

»Ich kenne Ihre Güte, Herr Regierungsrath, und eben so offen, eben so freundlich, wie Sie mir Ihre Güte anbieten, eben so offen nehme ich dieselbe an. Für den Augenblick glaube ich zwar, derselben nicht zu bedürfen, aber sobald dies der Fall sein wird, werde ich mich an Sie wenden.«

Der Regierungsrath küßte mit einer Freude der Frau die Hand, als ob dieselbe ihm eine große Güte, eine große Freundlichkeit erwiesen habe. Er war klug genug, augenblicklich auf andere Gegenstände des Gesprächs einzugehen, klug genug, auch nicht ein Wort über Röschen zu sprechen. Sein teuflischer Plan war der, erst Frau Schubert in vollkommene Sicherheit einzuwiegen, sie erst völlig in seine Macht zu bekommen, sie vollständig von der demokratischen Partei abzuschneiden, dann erst, wenn sie auf keine andere Unterstützung mehr rechnen konnte, wollte er mit seinem wahren Plan hervortreten.

ELFTES CAPITEL.

DIE VERHAFTUNG.

NACHDEM MARKMANN FRAU SCHUBERT verlassen hatte, ging er eilenden Schrittes seiner Wohnung zu, um noch die Nacht hindurch eifrig zu arbeiten. Er war sich nach seiner Unterredung mit dem Regierungsrath Baldemann sehr wohl der Gefahr bewußt, in der er schwebte, schon hatte er Nachrichten von den verschiedensten seiner Freunde erhalten, daß die Polizei-Agenten, sowohl die geheimen Polizei-Spione, als die uniformirten Polizeidiener in ganz Warburg thätig gewesen wären, um sich überall an die schlechtesten Subjekte der Partei zu wenden, und von diesen Nachrichten über Markmann einzuziehen. Er hatte erfahren, daß in der That einige dieser Menschen, die an gar keiner Partei hängen, die nur ihrem eigenen Egoismus dienen, die für Bezahlung zu jeder Nichtswürdigkeit bereit sind, sich erboten hatten, Aeußerungen Markmanns, die er in irgend einem Vereine gethan haben sollte, gegen theures Geld an die Polizei zu verkaufen.

Daß man solche Mittel nicht ohne bestimmte Absicht, [726] nicht ohne einen ganz bestimmten Zweck in Bewegung setzen werde, das wußte Markmann sehr wohl, und so sah er denn schon in kürzester Frist seiner Verhaftung entgegen. Seiner selbst willen war Markmann bei dieser Gelegenheit vollkommen ruhig, er war einer jener entschiedenen, kräftigen Männer, die mit dem innigsten Enthusiasmus für die Freiheit zugleich auch wieder die höchste Ruhe, die höchste Besonnenheit verbinden, er kannte die Gesetze genau und wußte, sich stets innerhalb der gesetzlichen Schranken zu bewegen; es war sein Grundsatz, daß nur durch die Achtung vor

dem Gesetze die wahre Freiheit gedeihen könne, und er hielt es deshalb für die Pflicht jedes Volksmannes, jedes Demokraten, selbst fehlerhaften Gesetzen zu gehorchen, um nicht die Achtung vor dem Gesetze in den Herzen des Volks zu erschüttern; nur in der Revolution selbst, nur in den Tagen des wilden Ausbruches der Volksmeinung und des Volkswillens, nur dann, wenn mit den Waffen in der Hand gegen eine unberechtigte Herrschaft gekämpft werden mußte, nur dann verzieh Markmann die Verletzung des Gesetzes, nur dann war er selbst bereit, das Gesetz über den Haufen zu werfen, um einem neuen Gesetzgebäude auf den Trümmern des alten eine Grundlage zu gewähren.

Von diesen Grundsätzen ausgehend, hatte Markmann während seines ganzen Wirkens sowohl im Jahre 1848, als auch im Jahre 1849 immer das Gesetz strenge in den Augen behalten, und er war sich bewußt, daß man gegen ihn unmöglich eine gerechte Anklage vorbringen könne.

Freilich, das bedeutete in jener Zeit in Warburg nur wenig, auf eine gerechte Anklage kam es den Staatsan[727]wälten und der Polizei gar nicht an, nur auf eine Anklage überhaupt.

Die Geschwornengerichte, welche dem Volke die Verfassung in Warburg versprach, waren allerdings in Vollzug gesetzt, alle politischen Verbrechen wurden von den Geschwornen abgeurtheilt. Aber um diesen Gerichten ihre Unabhängigkeit zu nehmen, um sie herabzuwürdigen zu feilen Dienerinnen der Gewalt, hatte man sich nicht gescheut, ein Gesetz über die Geschwornengerichte zu erlassen, welches dem ganzen Sinne des Instituts der Geschwornen direkt entgegenlief.

Die Geschwornen wurden vom Polizeipräsidenten auserwählt, und nur die Männer in Warburg, welche der Herr von Walter für würdig befand, durften Geschworne werden. Mittlerweile glaubte man, in jedem politischen Prozesse mit Sicherheit auf eine Verurtheilung des Angeklagten rechnen zu können, wenn derselbe der Regierung mißliebig, an eine Freisprechung, wenn derselbe von der Regierung begünstigt wurde. Aber man war dennoch im

Irrthume, selbst das tückische warburger Geschwornengesetz vermochte nicht, die Macht der öffentlichen Meinung zu brechen. Das Gerichtswesen war noch immer ein öffentliches, und die Geschwornen mußten ihr Urtheil vor zahlreich versammelten Volksmengen abgeben, während Aller Augen auf sie gerichtet waren, während das Volk im Herzen jedes Geschwornen zu lesen suchte, ob er auch wahrhaft, nach bester innigster Ueberzeugung seine Pflicht gethan habe.

Da gehörte denn freilich eine eiserne Stirn dazu, um meineidig zu verdammen oder freizusprechen, und obgleich der Polizeipräsident die weiseste Auswahl der Geschwornen traf, obgleich er nur Männer vom reinsten Wasser zu den [728] Geschwornen auswählte, so gelang es ihm dennoch nicht, die richtigen Männer zu treffen, der beste Beweis, daß auch das schlechteste Geschwornen-Gericht besser ist, als ein Gerichtshof, der bestochen wird durch Amts- und Ehrenstellen von Staatswegen.

Das hatten denn auch die Geschwornen von Warburg schon bei einzelnen Veranlassungen Gelegenheit gehabt zu beweisen. Freilich wurden unbedeutende politische Prozesse, wo die Schuld oder Unschuld der Angeklagten vollkommen unklar war, meistens zu Ungunsten derselben entschieden.

Bei bedeutenden Prozessen, welche die Regierung nur in ihrem Interesse, aus Rachsucht eingeleitet hatte, war bereits zweimal von den Geschwornen zu Gunsten der Angeschuldigten erkannt worden; die Geschwornen hatten der Wahrheit die Ehre gegeben, und trotz der sorgfältigsten Auswahl durch den Polizeipräsidenten Herrn von Walter, hatten sie es doch nicht über sich vermocht, ein Schuldig ohne alle Beweise zu sprechen, so gewaltig hatte die Volksstimmung, die öffentliche Meinung, auf die Geschwornen eingewirkt. Hierauf hoffte denn auch Markmann, er wußte, daß man gegen ihn keine Beweise irgend einer Art vorzubringen im Stande sein werde, er wußte, daß, wenn es wirklich der Regierung gelingen sollte, falsche Zeugen zu bestechen, wenn sie die Möglichkeit hätte, durch dieselben ihm irgend ein Verbrechen zur

Last zu legen, dann doch auch ihm, dessen ganzes Leben öffentlich war, eine Masse von Beweisen zu Gebote ständen, mit denen er im Stande sein würde, jedes falsche Zeugniß auf das Klarste zu widerlegen.

So hoffte er denn, daß wenn auch ein Prozeß gegen ihn eingeleitet werden würde, dieser sicherlich zu seinen Gun[729]sten ausfallen müßte. Aber trotzdem war er nicht ohne Sorge, denn Eins stand ihm klar vor der Seele, daß eine vielleicht mehrmonatliche Untersuchungshaft der Entscheidung seines Prozesses vorausgehen würde, und gegen diese gab es keine Mittel, sich zu schützen. Nicht seiner selbst willen war Markmann besorgt, denn, wie sehr ihm auch die Freiheit ein Bedürfniß war, im Gefühle seines Rechts konnte er jede Haft ertragen; aber er war in Besorgniß um seines Freundes, um Schuberts willen. Dieser hatte ihm ja das heilige Versprechen abgenommen, für seine Familie zu sorgen. Wie konnte er es aber thun, wenn er im Gefängnisse saß? Wie vermochte er sein Versprechen zu erfüllen, wenn er außer Stande war, durch seine Arbeiten Etwas zu verdienen?

Markmann war ein Arbeiter im vollsten Sinne des Wortes, wenn auch ein Arbeiter mit der Feder, sein täglicher Verdienst war es, von dem er lebte, und nur Wenig hatte er im Drange der Zeit zurückzulegen vermocht, um so weniger, als er der Partei, der er mit vollem Enthusiasmus seines Herzens angehörte, auch bedeutende Opfer an Geldmitteln gebracht hatte.

Dies machte ihn denn freilich besorgt, und in tiefem Gedankengrübeln ging er daher seiner Wohnung zu. Er beschloß, wenigstens zu thun, was irgend in seinen Kräften stand, um der Untersuchungshaft zu entgehen.

Kaum zu Hause angekommen, durchsuchte er noch einmal seine Papiere mit dem Entschlusse jedes Papierchen zu verbrennen, welches auch nur im Entferntesten geeignet sein konnte, ihn irgendwie zu kompromittiren, oder einem seiner Freunde gefährlich zu werden.

Aber er fand Nichts, denn er war vorsichtig, im höch[730]sten

Grade vorsichtig gewesen. Markmann hatte es sich zum festen unverbrüchlichen Gesetze gemacht, kein Papier, welches für ihn selbst, oder für Andere in den Augen auch der argwöhnischen Polizei kompromittirend sein konnte, auch nur eine Minute aufzuheben. Bekam er einen Brief, der nicht Aller Augen bloß gelegt werden konnte, so verbrannte er ihn sicher, nachdem er ihn nur gelesen hatte.

Jetzt war Markmann etwas beruhigter und er ging wieder aus, um noch den Abend mit einigen Freunden zu verleben; denn schon am folgenden Tage glaubte er, verhaftet zu werden.

Der Abend wurde froh verlebt. In Begleitung seiner Freunde kehrte Markmann nach seiner Wohnung zurück, zu seinem höchsten Erstaunen fand er das Haus, in welchem er wohnte, von einer bedeutenden Polizeimacht umstellt. Kaum trat er auf den Flur, als augenblicklich der Polizei-Wachtmeister Weise auf ihn zutrat, ihm die Hand auf die Schulter legte und sagte:

»Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie.«

»Das habe ich längst erwartet, Herr Polizei-Wachtmeister«, sagte Markmann sehr ruhig, »haben Sie einen schriftlichen Verhaftsbefehl?«

Der Polizei-Wachtmeister zeigte denselben, und Markmann ließ sich nun geduldig in seine Wohnung führen, wo eine gründliche Haussuchung nach Papieren vorgenommen wurde.

Es war ein wirkliches Vergnügen für Markmann, dieser Haussuchung zuzuschauen. Nichts konnte spaßhafter sein, als der ungeheure Eifer, mit welchem der Polizist in allen Ecken des Zimmers umherschnüffelte nach verbotenen Pa[731]pieren, da wurde kein Kasten, kein Spindchen verschont, die Schränke wurden abgerückt, hinter den Spiegeln, in den Bilderrahmen, auf und in dem Ofen suchte man Papiere. Sogar Geschirrstücke, welche sonst niemals zum Verbergen von dergleichen werthvollen Sachen benutzt werden, wurden von dem Polizisten auf das Aufmerksamste untersucht, aber leider fand sich nichts auch gar nichts Verdächtiges vor.

Jetzt endlich nach langem, langem Suchen, welches vollkommen fruchtlos gewesen war, wurden die Schreibsekretaire Markmann's vorgenommen, und in diesen fand man natürlich eine Anzahl von Briefen, welche sämmtlich mit Beschlag belegt wurden.

Aber nicht nur die Briefe würdigte der Herr Polizei-Wachtmeister seiner Aufmerksamkeit, auch auf die Bücher Markmanns, auf die Bibliothek des Schriftstellers warf er seine Blicke, und Buch für Buch wurde aufgeschlagen, um zu sehen, ob dasselbe wohl gefährlich wäre. So sah man unter Andern ein Buch, Histoire de la révolution française par F. A. Mignet (Geschichte der französischen Revolution von Mignet).

»Wie?« rief der Polizei-Wachtmeister entsetzt aus, »Revolution? das ist gefährlich, das kann ein neues Beweismittel geben. Dies Buch wird mitgenommen!«

Der gute Herr Polizei-Wachtmeister verstand freilich nicht französisch und nur das auf dem Buche groß gedruckte Wort »Révolution«, mochte ihm daher außerordentlich bedenklich erscheinen.

Weiter suchte man und noch mehrere Bücher in verschiedenen Sprachen wurden nur deshalb mitgenommen, weil man sie für Machwerke der verruchten Polen und Fran[732]zosen hielt, welche bekanntlich jede Revolution anzetteln. Es waren dabei einige italienische und englische Sachen, die der Herr Polizeiwachtmeister Weise mit gutem Grunde für Sendschreiben der polnischen Propaganda in Paris hielt. Natürlich vermochte der arglose Mann Polnisch von einer andern Sprache nicht zu unterscheiden.

Markmann sah mit einem ruhigen Lächeln der ganzen Operation zu; er hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen, seine Cigarre rauchend, und blickte hier recht vergnüglich auf die Durchsuchung seiner Wohnung.

Endlich war man fertig. Ein paar Ballen Schriften und Bücher waren zusammengepackt und jetzt ging es nach dem Gefängnisse. Hier angekommen erhielt Markmann eine der festesten Zellen mit ungeheuren eisernen Gitterstäben, im höchsten und entlegensten

Theile des Hauses, denn ein so gefährlicher Verbrecher mußte sicher und gut bewahrt werden.

Mit einiger Humanität hatte man ihm indessen ein Bett und etliche andere sonst Gefangenen nicht zugängliche Möbel gestattet. Kurz nach seiner Gefangennehmung legte sich Markmann zu Bett und schlief so gut, als er jemals in seiner eigenen Wohnung geschlafen hatte.

[733]

ZWÖLFTES CAPITEL.

DER VERRÄTHER.

AM FOLGENDEN Morgen schon ziemlich früh, gegen 9 Uhr, wurde Markmann vor den Untersuchungsrichter geführt. Der Gefangene war in der That neugierig, was man ihm denn eigentlich zur Last legen werde, welches Verbrechen man gegen ihn ausgekundschaftet haben wollte, da ein Verbrechen, er wußte es ja mit Bestimmtheit, lediglich in den erfindungsreichen Köpfen einiger Polizei-Spione stecken konnte.

Der Untersuchungsrichter empfing den Gefangenen streng, jedoch mit einiger Höflichkeit. Er that allerhand Fragen an Markmann über seine Verbindung mit auswärtigen Demokraten, ganz besonders mit denen, welche zur Zeit des Ausbruchs der Dresdner Mairevolution in Dresden verkehrt hatten. Er fragte nach den Beziehungen Markmanns zu den schweizer Flüchtlingen, zu den frühern Deputirten im frankfurter Parlamente und einigen flüchtigen Abgeordneten des Warburger Volks aus der ersten Warburger Nationalversammlung.

[734] Markmann gab ruhig und klar Antwort auf jede ihm vorgelegte Frage, überall aufs Treueste die Wahrheit sprechend; er leugnete nirgends seine Bekanntschaft mit den Männern des Volks, welche für ihre treue Anhänglichkeit an denselben, für ihre zu große Kühnheit und Verwegenheit, weil sie der Gewalt unterlegen waren, jetzt in der Fremde, in der Verbannung, leben mußten.

Unwillig schüttelte indessen der Untersuchungsrichter bei den Antworten Markmanns das weise Haupt, er forderte mehr zu wissen, er machte geheimnißvolle Aeußerungen, daß man im Besitz

trefflicher Beweismittel gegen Markmann sei, und daß Markmann nur durch ein offenes, freies Geständniß seine Lage im Gefängniß zu verbessern vermöge, und daß auch ein solches Geständniß von günstigem Einfluß dereinst auf den Richterspruch der Geschwornen sein würde.

Markmann lächelte über dergleichen Insinuationen nur verächtlich, er kannte ja die alte Praxis der Kriminalrichter, er wußte, daß man vor allen Dingen bemüht war, den Gefangenen Geständnisse abzulocken, um dann Weiteres aus ihnen herauszubekommen. Außerdem hatte auch Markmann Nichts zu gestehen, alle seine Verbindungen mit jenen flüchtigen Volksvertretern waren nur freundschaftlicher Natur gewesen, von Verschwörungsplänen war keine Rede; und so war denn aus ihm Nichts herauszubringen, und er wurde ins Gefängniß zurückgebracht.

Der Untersuchungsrichter sah sich in seinen Erwartungen sehr getäuscht, er hatte gehofft, mehr zu erfahren, und er sagte dies dem Staatsanwalte mit dürren Worten, der die Anklage gegen Markmann eingeleitet hatte.

[735] Es war eine seltsame Anklage und dennoch schien sie nicht unbegründet.

Mit Markmann zugleich war ein junger Kaufmann, der seit mehreren Jahren in Warburg gelebt und sich im Sommer 1848 mit besonderer Lebhaftigkeit an den demokratischen Bestrebungen betheiligt hatte, gefangen genommen worden. Man hatte bei diesem nach der Angabe des Staatsanwalts Briefe der bedeutendsten und berüchtigsten, für am gefährlichsten erachteten demokratischen Flüchtlinge gefunden. Die Verhaftung des jungen Kaufmanns Weber war an demselben Tage mit der Markmanns erfolgt. Man hatte zu gleicher Zeit eine Haussuchung bei Weber gehalten und bei dieser, wie wir schon erwähnten, Schriftstücke gefunden.

Eins dieser Schriftstücke, in welchem einer der Deputirten der frühern Warburger Versammlung, welcher an der Spitze der ganzen norddeutschen Bewegung zu stehen schien, in geheimnißvollen

Worten über Waffenlieferungen und dergleichen, sowie über sein Verhältniß zu Markmann sich aussprach, hatte Weber bei der Verhaftung zu verstecken gesucht, nichts desto weniger war es ihm abgenommen worden.

Aber ein merkwürdiges Ereigniß hatte bei der Verhaftung des Kaufmanns Weber stattgefunden. Der Verhaftete war, anstatt direkt ins Gefängniß gebracht zu werden, zum Herrn Polizeipräsidenten von Walter geführt worden. Dieser hatte mit dem Angeschuldigten eine lange Unterredung gehabt, welche durch den Rapport eines Polizeibeamten unterbrochen worden war. Er hatte deshalb den Eingetretenen allein in seinem Zimmer zurückgelassen, mit einer merkwürdigen Sorglosigkeit hatte er vergessen, eine Wache vor das Zimmer zu stellen, und als er zurückkam, war We[736]ber entflohen, bei hellem, lichtem Tage, denn seine Verhaftung hatte nicht, wie die Markmanns am Abende, sondern bei Tage stattgefunden. Er war aus dem Polizeipräsidium hinausgegangen, ohne irgendwie aufgehalten zu werden, und jetzt bei der Rückkehr des Herrn von Walter mochte er sich schon außerhalb Warburgs in Sicherheit befinden.

Dies seltsame Ereigniß gab unter den guten Bürgern von Warburg viel zu reden. Da entfalteten sich dunkle Gerüchte, und es hieß, jener Weber sei Nichts Anderes, als ein Verräther seiner eigenen Partei, als ein Spion der Polizei; da erinnerte man sich den plötzlich mancher Ereignisse, die schon halb vergessen waren, mancher Aeußerungen Webers, wie er sich stets eingedrängt habe in die demokratischen Zirkel, wie er überall umhergehorcht habe, und wie gerade aus denjenigen Gesellschaften in denen Weber sich bewegte, stets Berichte in eines der schmutzigsten Blätter von Warburg, die neue Warburger Zeitung, gelangt waren.

Schon früher war der Verdacht gegen Weber, daß er es nicht wahr und ehrlich mit der Partei meine, aufgetaucht, aber man hatte keine Beweise gefunden, und so war der Verdacht auch wieder geschwunden.

Jetzt aber kamen plötzlich von allen Seiten die Beweise, jetzt

erfuhr man, daß Weber luxuriös gelebt habe, ohne im Geringsten die Mittel zu einem solchen Leben zu besitzen, jetzt erinnerte man sich aller möglichen Kleinigkeiten, und der früher nur leise Verdacht wurde jetzt mit jedem Tage stärker, ja er wurde zur Gewißheit.

Aber man ging weiter. Nicht nur ein Polizei-Spion war Weber, nicht nur gedungen, um der Polizei die her[737]vorragenden Führer der demokratischen Partei zu verrathen, er war auch ein Fälscher. Jene Briefe, die man bei ihm gefunden hatte und welche von den bedeutendsten Persönlichkeiten herrühren sollten, konnten unmöglich ächt sein. Sie wurden von Gerichtswegen Sachverständigen vorgelegt, und diese fanden in der That die Handschrift täuschend nachgeahmt. Aber seltsame orthographische Fehler fanden sich in diesen Briefen vor, Fehler, wie sie hochgebildete Männer, welche doch dieselben geschrieben haben sollten, unmöglich begehen konnten, Fehler, die indessen vollkommen mit der Handschrift Webers übereinstimmten. Einige Sachverständige behaupteten sogar geradezu, die Briefe seien, obgleich geschickt nachgeahmt, doch unverkennbar von der Hand Webers angefertigt.

Das war ein wunderbarer Beweis, und wenn man diesen noch vollends damit zusammenhielt, daß Weber auf eine so merkwürdige Weise aus den Zimmern des Polizeipräsidenten entsprungen war, dann konnte es kaum noch zweifelhaft bleiben, welchen inneren Zusammenhang der gegen Markmann geschmiedete Prozeß habe.

Es lag klar am Tage und offen sprach man dies im Publikum aus, daß der Prozeß gegen Markmann nur angestellt worden sei, in der Absicht, einen Führer des Volks zu vernichten, oder wenigstens für einige Monate unschädlich zu machen, während welcher Zeit er von seinen Freunden streng abgeschlossen, und ohne irgend welchen Verkehr mit denselben im Gefängniß saß.

Weber, den bereitwilligen Diener der Polizei, mußte man natürlich fliehen lassen, aber durch einen merkwürdigen Zufall ereignete es sich, daß Weber in einem benach[738]barten Staate

wieder aufgegriffen wurde. Man hatte der Form wegen von Seiten der Regierung einen Steckbrief hinter dem Flüchtigen erlassen, nur der Form wegen, denn man dachte in keiner Weise daran, den gefälligen Helfershelfer verhaften und ins Gefängniß bringen zu lassen; dort konnte er durch seine Aussagen Nichts nützen, höchstens die Polizei kompromittiren.

Aber die Behörden des Nachbarstaates hatten diesen Steckbrief falsch verstanden, hatten ihn für Ernst genommen, und als Weber daselbst erkannt wurde, nahm man ihn ohne Weiteres fest und expedirte ihn zur höchsten Verlegenheit des Herrn Polizeipräsidenten von Walter nach Warburg. Dort mußte man ihn wohl oder übel ins Gefängniß stecken und die Untersuchung gegen ihn einleiten, weil der Skandal denn doch zu groß geworden wäre, hätte man ihn noch einmal entfliehen lassen.

So standen die Angelegenheiten Markmanns und Jedermann im Publikum wußte, daß, während Monate für den Gefangenen in langwieriger Untersuchungshaft vergingen, dies nur eine schwere Prüfungszeit für denselben sei.

Alle Briefe, welche an Markmann kamen, wurden von Gerichtswegen eröffnet, und so geschah es denn, daß Markmann dem Doktor Schubert unmöglich auf seine von Turin gesendeten Briefe antworten konnte, denn er erhielt dieselben gar nicht, sie wurden sämmtlich sofort dem Staatsanwalte übergeben.

Auch um die Familie Schubert vermochte der Gefangene sich nicht zu kümmern, er war ja nicht im Stande, länger seinen einzigen Broterwerb durch die Feder fortzuführen, nicht im Stande, sich Etwas zu verdienen, und nur [739] durch die Liebe seiner Parteigenossen wurde ihm im Gefängnisse eine bessere Existenz, als die, welche sonst die vollkommen mittellosen Gefangenen haben.

So vergingen denn Monate nach Monaten, ohne daß Markmann irgend Etwas für Frau Schubert hätte thun können.

DREIZEHNTES CAPITEL.

DIE UNTERSTÜTZUNG.

Es war am Morgen nach der Verhaftung Markmanns. Frau Schubert lag in ihrem Wohnzimmer auf dem Sopha, sie war durch die Aufregung der vergangenen Tage etwas kränker als gewöhnlich, und sah noch blasser, fast noch abschreckender aus, als an den frühern Tagen. Röschen saß neben ihr, mit einer Näherei beschäftigt. Frau Schubert hatte wohl schon seit einer Stunde Röschen eine lange Epistel darüber gelesen, wie nothwendig es sei, daß ein junges Mädchen sich dem Wunsche einer erfahrenen Mutter in allen Dingen füge, daß es niemals versuche, seinen eigenen Kopf auszusetzen, besonders in Herzensangelegenheiten.

Sie hatte den Regierungsrath Baldemann nach allen Richtungen hin gelobt, ihn als den vortrefflichsten Menschen dargestellt, und wenn Röschen es ja wagte, der Mutter ein paar Worte zu erwidern, wenn sie von der Abneigung gegen diesen Mann sprach, dann fuhr Frau Schubert heftig auf und wies das arme Kind in nervösgereiztem Tone zu[741]recht. Röschen schwieg dann wieder und hörte ruhig den Lobpreisungen auf den ihr verhaßten Mann zu, das arme Mädchen hatte nicht den Muth, der harten Mutter nur noch ein Wort zu erwidern; sie liebte diese Mutter trotz ihrer Härte und Strenge, und wenn ihr Herz auch freilich mehr am Vater hing, so war es doch immer die kranke Mutter, die im gegenwärtigen Augenblick zu ihr sprach und der zu widersprechen sie sich nicht getraute. Röschen war zu weich, zu biegsam, zu nachgiebig, sie vermochte es nicht, dem starren Willen der kalt berechnenden Frau entgegenzutreten, und der kindliche Gehorsam des jungen

Mädchens war daher ein fast sklavischer.

Der Doktor hatte sich zu wenig mit der Erziehung seiner Tochter beschäftigen können, denn fast den ganzen Tag war er außerhalb des Hauses gewesen, hatte er Unterricht gegeben, und so war denn das arme Kind fast lediglich der Erziehung der Mutter anvertraut geblieben, da der Vater auch die wenigen Stunden im Hause meist angestrengter Arbeit widmete. Von frühester Kindheit an war Röschen an den strengsten Gehorsam gegen die Mutter gewöhnt, und wie schwer es ihr auch jetzt wurde, zu gehorchen, wie tief es sie auch betrübte, immer und immer wieder den Lobreden auf jenen verhaßten Mann zuzuhören, dem sie das Unglück ihres Vaters zuschrieb, sie mußte stillschweigen und dulden.

Unter solchen Verhältnissen war es eine wirkliche Freude für Röschen, als die Hausglocke ertönte und der kleine Bruder einen Herrn Werthmann als Deputirten der Volkspartei von Warburg bei der Frau Doktorin Schubert meldete.

[742] Frau Schubert war höchst erstaunt darüber, daß sie eine Deputation der Volkspartei empfangen sollte. In höchster Schleunigkeit mußte Röschen das Zimmer in die sauberste Ordnung bringen, und dazu gehörte nur wenig, denn die Doktorin Schubert war eine jener fast peinlich ordentlichen Frauen. Eine neue Haube wurde schnell aufgesetzt, und diese gab der Kranken ein ganz stattliches Ansehen. Dann mußte Röschen der Deputation entgegengehen und Herrn Werthmann, der mit zwei andern Kollegen, Bürgern der Stadt und eifrigen Mitgliedern der Volkspartei, auf dem Flure wartete, ins Wohnzimmer führen.

Es war ein besonderer Aerger für die Frau Schubert, daß sie auf dem Sopha liegend die Deputation empfangen mußte; aber das ging freilich nicht anders, denn die Frau war vollständig nervös gelähmt und hatte schon seit Jahren das Sopha nicht zu verlassen vermocht.

Herr Werthmann trat mit seinen Kollegen in das Zimmer. Der Führer der Deputation war ein angesehener Bürger von Warburg, einer jener ruhigen, kräftigen und entschiedenen Männer, die unabhängig von jedem äußern Einflusse sich eine politische

Ueberzeugung gebildet haben, und dieser mit der äußersten Treue und Konsequenz anhängen. Dadurch war Werthmann auch ein angesehenes Mitglied der warburger Volkspartei geworden, der er mit unerschütterlicher Treue anhing, und auf die er einen bedeutenden Einfluß weniger seiner Redegabe oder seiner Talente wegen übte, denn Herr Werthmann war im ganzen ein recht schlechter Redner und nicht eben mit großartigen Geistesgaben gesegnet, als seiner unabhängigen Stellung, sei[743]ner treuen Anhänglichkeit an die Demokratie, seiner steten Opferbereitschaft und seiner hohen Zuverlässigkeit wegen.

Bei allen Gelegenheiten, wo es galt eine Deputation zu ernennen, war gewöhnlich Herr Werthmann der Führer derselben, und so auch in diesem Falle.

Herr Werthmann näherte sich mit einer respektvollen Verbeugung der Frau Doktorin Schubert.

»Verehrte Frau« sagte er. »Ich habe die Ehre, mit meinen beiden Kollegen hier von der Volkspartei in Warburg deputirt zu sein, um Ihnen unsere innige Theilnahme an Ihrem Unglück, Ihrem Schicksale auszusprechen. Die Volkspartei von Warburg ist nicht weniger tief als Sie selbst durch die Ausweisung des Doktor Schubert, eines ihrer ersten, tüchtigsten und energischten Führer betroffen worden. Diese Ausweisung ist nichts als der Lohn der treuen Anhänglichkeit, welche unser verehrter Schubert stets für das Volk, für die Demokratie an den Tag gelegt hat. Unserethalben also leiden Sie, und unsere Pflicht ist es daher, Ihnen diese Leiden, so viel wir es vermögen, zu erleichtern, Sie zu unterstützen in der Abwesenheit des Doktor Schubert. Es ist uns kein Geheimniß geblieben, verehrte Frau, daß unser ausgewiesener Freund nicht im Stande gewesen ist, so für seine Familie während seiner Abwesenheit zu sorgen, wie er es gewünscht hätte, und wie dies nöthig wäre. Aber die Volkspartei von Warburg würde sich selbst entehrt fühlen, wenn sie die Familie eines ihrer treuesten Führer im Stiche, vielleicht in Armuth darben lassen würde. Deshalb hat die Volkspartei von Warburg mich zu Ihnen geschickt, um Ihnen,

verehrte Frau, ihre Hülfe anzubieten.«

[744] Frau Schubert war im höchsten Grade erstaunt über das Anerbieten, welches zu hoffen sie weit entfernt gewesen war. Um so freudiger nahm sie die ihr angebotene Hülfe an. Freilich dachte sie in dem Augenblicke auch an den Regierungsrath Baldemann, sie dachte daran, daß dieser hohe, einflußreiche Beamte, welcher ihr seinen Schutz zugesagt hatte, denselben vielleicht zurückziehen würde, wenn sie den Beistand der Volkspartei von Warburg in Anspruch nehme. Aber hier durfte sie nicht zögern, sie mußte sich schnell entschließen, und sie entschied sich dafür, lieber Wohlthaten derjenigen anzunehmen, für die ihr Mann ins Elend gegangen war, als die einer einzelnen Person, denn ein dunkles Gefühl sagte der Frau Schubert, daß die Wohlthaten des Regierungsraths Baldemann vielleicht theuer erkauft werden müßten.

Nach einem kurzen Schweigen erwiderte sie daher der Deputation:

»Sie haben mich innig durch Ihr Anerbieten gerührt, meine Herren. Allerdings, ich gestehe es Ihnen, ist Schubert abgereist, ohne mir auch nur die Mittel zum Leben für die nächsten Tage zurück lassen zu können. Seine Ausweisung war so schnell, so plötzlich, daß er in keiner Weise für mich zu sorgen vermochte; aber Schubert hat auch den bestimmten Willen ausgesprochen, daß ich nur im äußersten Falle zu der Unterstützung der Volkspartei meine Zuflucht nehmen dürfe. Ein Freund Schuberts, Herr Markmann, hat gegen meinen Mann die Verpflichtung übernommen, mich während der Abwesenheit desselben zu unterstützen, für meine Existenz zu sorgen.«

»Wir wissen das, Frau Doktorin«, entgegnete Werth[745]mann; »und gerade deshalb sind wir schon am heutigen Morgen zu Ihnen gekommen, denn auf Markmanns Unterstützung können Sie nicht länger rechnen, er ist gestern Abend ganz spät plötzlich verhaftet worden; jetzt sitzt er im Gefängnisse und Niemand kann wissen, für wie lange Zeit. Fast fürchten wir, es wird manche Woche, mancher

Monat vergehen, ehe wir ihn wieder in unserer Mitte sehen werden.«

»Wie!« rief Frau Schubert erschreckt, »Markmann ist wirklich verhaftet und schon gestern Abend?«

»Wie ich Ihnen sage, Frau Doktorin, durch den Polizeiwachtmeister Weise.«

»Aber der Regierungsrath Baldemann sagte doch, daß noch einige Tage darüber vergehen würden.«

»Ich habe nicht die Ehre, mit dem Herrn Regierungsrath Baldemann näher bekannt zu sein«, entgegnete Herr Werthmann etwas scharf, und fast klang es, als ob ein Ton des Mißtrauens, wenigstens des tiefen Mißfallens sich in seinen Worten vernehmbar machte. »Nur so viel kann ich Ihnen versichern, daß Markmann gestern Abend verhaftet worden ist, und daß in der Stille alle schlechten Subjekte in Warburg aufgesucht worden sind, um Zeugniß gegen den treflichen Mann abzulegen. Wir hoffen dessen ungeachtet das Beste, denn wir kennen Markmann, wir kennen seine Vorsicht, und wissen, daß er stets auf dem Boden des Gesetzes ging.«

»Markmann sagte mir gestern Abend persönlich, daß Schubert nur im äußersten Nothfalle die Unterstützung seiner Familie durch die Volkspartei gestatten werde.«

[746] »Aber, Frau Doktorin, dieser Nothfall ist eingetreten. Markmann ist verhaftet, er kann Ihnen keine Stütze mehr sein, und die Pflicht der Volkspartei ist es, die Familie dessen, der ihrethalben ausgewiesen ist, der im Auslande fremd umherwandern muß, nicht im Stiche zu lassen, sondern für dieselbe zu sorgen. Es ist das kein Geschenk, welches ihm die Volkspartei anbietet, sondern nur die Erfüllung einer Verpflichtung, und Sie, Frau Doktorin, haben die Pflicht, die Unterstützung der Volkspartei anzunehmen.«

»Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Herr Werthmann«, entgegnete Frau Schubert; »und so offen, wie Sie mir Ihre Hülfe anbieten, so offen nehme ich dieselbe an. Leider bleibt mir auch, wenn ich nicht mit meiner Tochter verhungern will, kaum ein

anderer Ausweg.«

Werthmann ergriff bei diesen Worten die Hand der Frau Schubert, er dankte ihr für die Annahme seines Anerbietens und besprach in so zarter Weise mit ihr die Art, wie die Volkspartei derselben eine Unterstützung werde geben können, daß Frau Schubert sich in keiner Weise verletzt fühlen konnte. Herr Werthmann verpflichtete sich im Namen der Volkspartei, der Doktorin Schubert die monatliche Summe von zwanzig Thalern auszuzahlen.

Das war freilich nicht viel, aber es war genug, um damit leben zu können; freilich mußte sich Frau Schubert schwer einschränken, freilich jedes Vergnügen, jeden Lebensgenuß, ja Manches entbehren, was sie früher für unumgänglich nothwendig zum Leben gehalten hatte; aber nichts desto weniger waren zwanzig Thaler eine Summe, mit der sich nöthigenfalls existiren ließ.

[747] Nachdem diese Verabredungen getroffen waren, verabschiedete sich die Deputation, um den demokratischen Bürgern von Warburg, welche in einer Versammlung vereint waren, das Resultat ihrer Unterredung mit der Doktorin Schubert mitzutheilen.

VIERZEHNTES CAPITEL.

EIN ANDERER FREUND.

KAUM HATTE die Deputation der Volkspartei Frau Schubert verlassen, als der Regierungsrath Baldemann bei derselben eintrat. Er war so freundlich, wie am Abende vorher, so liebevoll, so zart. Auf das Angelegentlichste erkundigte er sich nach dem Befinden der Frau, der er es ansah, daß sie kränker sei, als gewöhnlich. Mit einer fast väterlichen Zärtlichkeit bewillkommnete er Röschen, und kurz, er bemühte sich, in jeder Weise, sich so liebenswürdig darzustellen, als ihm dies irgend möglich war, und wenn der Regierungsrath Baldemann liebenswürdig sein wollte, dann stand dem feinen Politiker, dem gebildeten Hofmann dies vollständig in seiner Macht.

Er setzte sich zur Doktorin Schubert ans Sopha und wieder begann er mit ihr über ihre Verhältnisse zu sprechen. Offen erzählte ihm Frau Schubert, daß sie so eben eine Deputation der Volkspartei empfangen und von dieser das Versprechen einer monatlichen Unterstützung von zwanzig Thalern erhalten habe. Der Regierungsrath Bal[749]demann horchte einen Augenblick erstaunt auf und fast schien es, als sei er über diese Mittheilung erschreckt, aber im nächsten Momente schon hatte er sich vollkommen wieder gefaßt, und ein verächtliches Lächeln umspielte seinen schönen, stolzen Mund.

»Zwanzig Thaler monatlich,« sagte er spöttisch, »wahrlich, die Volkspartei schlägt die Dienste, welche ihr der Doktor Schubert geleistet hat, gering an. Zwanzig Thaler, das ist ja kaum so viel, als Sie zu ihrem allernothdürftigsten Leben gebrauchen. Verehrte Frau, wie ist es möglich, daß Sie, die Sie krank und leidend sind, die Sie

außerdem eine erwachsene Tochter haben, und einen Sohn, für dessen Ausbildung Sie sorgen müssen, wie ist es möglich, daß Sie mit einer so erbärmlichen Summe auskommen können. Ich begreife nicht, wie man Ihnen dieselbe hat anbieten können.«

Frau Schubert war für einen Augenblick höchst erstaunt. Als ihr von der Volkspartei monatlich zwanzig Thaler geboten worden waren, da erschien ihr diese Summe bedeutend, da nahm sie dieselbe mit innigem Danke an, denn Demjenigen, der nicht weiß, wovon er in der nächsten Stunde leben soll, ist selbst die Sicherung der nothwendigen Existenz etwas im höchsten Grade Bedeutendes.

Der verächtliche Ton des Regierungsraths Baldemann überraschte daher Frau Schubert außerordentlich, denn die ihr gebotene Summe war ja weit über alle Ihre Erwartungen hinausgegangen.

»Aber ich bitte Sie, Herr Regierungsrath,« sagte sie staunend, »zwanzig Thaler ist doch wohl eine bedeutende Summe!«

[750] Der Regierungsrath Baldemann lächelte spöttisch:

»Darf ich Sie fragen, Frau Doktorin Schubert, ein wie hohes Gehalt früher Ihr Herr Gemahl bezogen hat?«

»Monatlich vierzig Thaler.«

»Und hatte er nicht weitere Nebeneinkünfte?«

»Freilich, er verdiente sich durch Privatunterricht noch zehn bis zwölf Thaler monatlich.«

etwa »Das wären also im Ganzen fünfzig bis zweiundfünfzig Thaler. Erlauben Sie mir nun, zu fragen, ob Sie jemals im besonderen Ueberflusse gelebt haben, oder ob es Ihnen möglich gewesen ist, von diesem Gehalte Ersparnisse zu machen.«

Frau Schubert schwieg, das war allerdings nicht der Fall gewesen, das Gehalt hatte eben nur zugereicht und in den letzten Jahren, in denen Frau Schubert so krank gewesen war, in denen für den Arzt und für die Medizin bedeutende Summen hatten verausgabt werden müssen, in denen die Bedürfnisse sich gesteigert hatten, da war es mitunter recht knapp im Schubertschen Hause zugegangen.

Jetzt erst dachte Frau Schubert daran und sie antwortete daher kleinlaut:

»Nein, das ist freilich nicht der Fall gewesen; aber ich denke dennoch,…«

»Daß Sie mit zwanzig Thalern leben können«, unterbrach sie der Regierungsrath Baldemann. »Freilich, das ist möglich, aber wie werden Sie leben?«

»Ich glaube, Herr Regierungsrath,…«

»Bitte, verehrte Frau, machen Sie sich keine Chimären, zwanzig Thaler monatlich sind eben nur zwanzig Thaler, und mit einer solchen Summe kann freilich eine Familie [751] leben, aber mit den höchsten Entbehrungen, die besonders schmerzlich sind, wenn man, wie Sie, auf dem Krankenbette liegt.«

»Aber Röschen wird mich unterstützen.«

»Die wird arbeiten für Geld, für fremde Leute gewiß?!«

»Markmann hat mir versprochen, daß er für Arbeit sorgen werde.«

»Sie vergessen, daß Markmann im Gefängnisse sitzt.«

»Nun, so wird Werthmann mir sicherlich ebenfalls dazu behülflich sein.«

»Das glaube ich wohl,« entgegnete der Regierungsrath kalt und spöttisch. »Da es Herrn Werthmann Nichts kostet, wird er Ihnen gern dazu helfen, daß Röschen Tag und Nacht durch angestrengte Handarbeit sich täglich zwei bis drei Silbergroschen verdient, das würde dann eine monatliche Zulage von zwei bis drei Thalern zu den zwanzigen sein, und Röschen, jenes zarte, liebliche Kind, in Nachtarbeiten seine Gesundheit zusetzen. Nein, Frau Doktorin, Sie sind zu genügsam, zu bescheiden, und ich muß mich freilich über die Volkspartei von Warburg wundern, daß diese die Dienste eines Mannes, wie die des Doktor Schubert so gering anschlägt. Es ist eine Infamie, Ihnen zwanzig Thaler anzubieten, es ist abscheulich, aber nirgends ist ein geringerer Dank, als beim Volke.«

Frau Schubert schwieg, sie begann nach und nach die Ansicht des Regierungsraths Baldemann zu der ihrigen zu machen. War sie

vorher von Dankgefühl gegen die Volkspartei erfüllt gewesen, so fühlte sie jetzt nur einen Aerger, eine Entrüstung, daß man ihr nicht mehr geboten habe. [752] Das eigensüchtige Weib dachte nicht daran, daß zu diesen zwanzig Thalern, die es monatlich verzehren sollte, so mancher arme Arbeiter beitrug, der mit Weib und Kind kaum zehn Thaler durch schwere, saure Arbeit zu verdienen vermochte, sie dachte nicht daran, wie Viele, deren Lage weit schlimmer war, als die ihrige, einen Theil ihres sauern Verdienstes sich abdarbten, um ihr eine solche Unterstützung zukommen zu lassen.

Die giftigen Worte des Regierungsrathes waren in dem kalten, gefühllosen Herzen auf einen fruchtbaren Boden gefallen und sie sollten fortwuchern, jedes Gefühl der Dankbarkeit für die Volkspartei unterdrücken.

Der Regierungsrath Baldemann war von seinem Stuhle aufgestanden und mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder gegangen, endlich nahm er wieder neben die Frau Platz und fuhr fort:

»Verzeihen Sie, Frau Doktorin, wenn ich meinen Gefühlen vielleicht zur Unzeit Luft gemacht habe, meine Freundschaft für Sie hat mir Worte entlockt, welche ich vielleicht nicht hätte sprechen sollen.«

»Aber ich bitte Sie, Herr Regierungsrath, ich sehe sehr wohl ein, daß Sie Recht haben.«

»Das freut mich, Frau Doktorin. Was aber das Schlimmste bei dieser Sache ist, so darf ich Ihnen nicht verhehlen, dies ist meine Pflicht als Freund, daß Sie selbst auf diese Unterstützung der Volkspartei nicht rechnen können.«

»In wiefern, Herr Regierungsrath?« fragte Frau Schubert erschreckt.

»Die Unterstützung, welche man Ihnen anbietet, ist [753] das Werk einer augenblicklichen Aufregung der Volkspartei, eines edelmüthigen Impulses, hervorgebracht durch die Wuth der Partei über die Ausweisung Schuberts und die Verhaftung Markmanns. Ich

kenne diese Partei. Leider bin ich gezwungen, fortwährend dicke Aktenstöße zu durchlesen, welche über das Treiben und Wesen jener Demokraten handeln; ich weiß, daß nur wenige so edelmüthig, wie Ihr Mann, sich mit ganzer Kraft, mit ganzer Seele und uneigennützig den Bestrebungen der Demokratie hingeben; ich weiß, daß die Mehrzahl der Demokraten aus eigennützigen, falschen, verachtungswürdigen Subjekten besteht, welche nur durch die Demokratie ihre Glücksumstände verbessern wollen, welche keinen andern Zweck, kein anderes Ziel haben als ihr eigenes Wohl, ihr eigenes Beste. Diese Menschen bilden den Hauptbestandtheil der demokratischen Partei, und diese können wohl in einem Augenblicke der Wuth ein Opfer bringen, aber zu einem dauernden Opfer sind sie . nicht fähig.«

»Ich glaube, Sie sehen zu schwarz, Herr Regierungsrath.«

»Nein, nein, Frau Doktorin, ich kenne diese Menschen, ich weiß, was ich von ihnen zu halten, was ich von ihnen zu erwarten habe. Sie dürfen sich keine Hoffnung machen, daß man Ihnen Wort halten wird. In diesem Monate zahlt man Ihnen die zwanzig Thaler, vielleicht auch im nächsten, aber wahrscheinlich schon nach einem Vierteljahre ist der Aufopferungseifer der Demokraten erkaltet, dann ist Schubert vergessen, wie denn das gemeine Volk immer die Männer vergißt, welche ihm nahegestanden, welche ihm gedient haben. Wenn Schubert erst ein Vierteljahr von Warburg [754] entfernt sein wird, denkt Niemand an ihn und die hinterlassene Frau wird der Volkspartei nur wie eine Last, wie eine drückende Bürde, welche sie von sich abzuwälzen bemüht ist, erscheinen. Können Sie hoffen, daß Schubert Ihnen schon binnen zwei oder drei Monaten die Mittel zu Ihrer Existenz sichern wird?«

»Ich fürchte, nein«, entgegnete Frau Schubert.

»Ich möchte es Ihnen mit Bestimmtheit sagen, denn so sehr ich Schuberts Talente achte, so weiß ich doch, welche Schwierigkeit es hat, sich im Auslande Brod zu erwerben, und wenn auch Schubert während Jahr und Tag dahin gelangen wird, Etwas zu erwerben, in Monaten ist es unmöglich. Aber schon in wenigen Monaten ist der

Eifer der Partei erkaltet und Sie stehen dann wieder brodlos, am Bettelstabe da.«

Frau Schubert blickte düster zu Boden. Das Bild, welches ihr der Regierungsrath Baldemann von ihrer Zukunft aufgerollt hatte, war so trübe, so traurig, so furchtbar, und dennoch schien es mit wahren Farben gemalt.

Mit Freude bemerkte Herr Baldemann, welchen Anklang seine Worte gefunden hatten, er fuhr mit freundlicherem Tone fort:

»Aber trösten Sie sich, verehrte Frau. Ich habe es für meine Pflicht als Freund gehalten, Ihre chimärischen Hoffnungen ein wenig herabzustimmen, denn ich weiß, daß dieselben sich nicht verwirklichen werden. Wie dem aber auch sein mag, Eins versichere ich Ihnen, Sie haben einen wahren, aufrichtigen treuen Freund, der Sie nicht im Stiche lassen wird, mag auch die Volkspartei wankelhaft [755] in ihrer Freundschaft sein, ich bin es in der meinigen nicht, und so lange ich selbst noch Etwas vermag, so lange soll es Ihnen an Nichts fehlen.«

Der Regierungsrath ergriff bei diesen Worten die Hand der Frau Schubert und küßte sie; dann stand er schnell auf und entfernte sich, um jeder Danksagung aus dem Wege zu gehen.

FÜNFZEHNTES CAPITEL.

NEUE INTRIGUEN.

Der Regierungsrath Baldemann hatte Frau Doktor Schubert verlassen, und wollte sich von der Wohnung derselben sofort nach seiner eigenen zurückbegeben; aber unterwegs begegnete ihm sein alter Freund, der Polizeipräsident von Warburg, Herr von Walter.

»Wohin so eilig, Freund?« rief Walter dem schnell und in tiefen Gedanken Fortschreitenden zu.

Baldemann blickte auf; als er den Polizeipräsidenten erkannte, grüßte er denselben höchst freundlich.

»Ich will nach Hause«, erwiderte er, »um an die Arbeit zu gehen. Die Geschäfte häufen sich in dieser drangvollen politischen Zeit, und da muß denn freilich jede Minute benutzt werden.«

»Aber nicht ein so herrlicher Vormittag, wie der heutige«, sagte Walter. Kommen Sie, lassen Sie uns den herrlichen Wintermorgen zu einem kleinen Spatziergang im Freien benutzen. Wir haben ohnehin Manches zu plaudern und können dies besser auf dem Spatzierwege, als in der dumpfigen Stube thun.«

[757] Baldemann gab dem Zureden des Freundes gern nach, und Arm in Arm schlenderten die beiden Freunde zuerst durch die Straßen Warburgs und dann nach einer vor der Stadt gelegenen Promenade, welche ihnen am Vormittage einen ziemlich einsamen Spatzierweg darbot.

»Sie haben von der Verhaftung Markmanns gehört?« begann der Polizeipräsident nach manchen unbedeutenden, nur für die Freunde interessanten Gesprächen wiederum die Unterhaltung.

»Gewiß, Walter, und ich bin Ihnen dafür außerordentlich

dankbar.«

»Nicht Ursache«, entgegnete der Polizeipräsident lachend. »Ich habe mir selbst durch dieselbe den besten Dienst erwiesen. — Uebrigens ist die Geschichte eine wahrhaft prächtige, es ist das merkwürdigste Polizei-Abenteuer, welches ich seit langen Jahren erlebt habe. Haben Sie bereits von der außerordentlich sonderbaren Flucht des Mitangeklagten Weber gehört?«

»Freilich, man spricht darüber gar seltsame Dinge in Warburg. Einige Lästermäuler behaupten sogar, Sie selbst hätten die Hand dabei im Spiele gehabt.«

Der Polizeipräsident lachte fast ausgelassen.

»In wie ungerechtem Verdacht man mich hält. Denken Sie nur, dieser Weber ist aus meinem Arbeitszimmer auf wahrhaft unbegreifliche Weise entkommen.«

»Ich weiß es, ich weiß es. Und was noch unbegreiflicher ist, man hat ihn nicht einmal aus dem Polizeipräsidium herauskommen sehen.«

»Ja, so geht es,« entgegnete der Polizeipräsident lachend. Uebrigens muß ich Ihnen von diesem Weber einige [758] hübsche Geschichten erzählen. Der Mensch hat eine vollkommene Sammlung von Briefen und Handschriften der bedeutendsten revolutionären Führer. Der treffliche Göschel, der Redakteur der Neuen Warburger Zeitung hat mir diesen Phönix von einem Demokraten zugeführt.«

»Göschel?« — fragte Baldemann etwas erstaunt. »Wie kommt der zu Weber?«

»O, die Sache ist herrlich«, fuhr der Polizeipräsident fort. »Göschel hat die Bekanntschaft Webers gemacht, wie er so manche Bekanntschaft macht. Für die Neue Warburger Zeitung ist zur Unterhaltung des Publikums eine genaue Bekanntschaft mit allen schlechten Subjekten der Demokratie erforderlich, und Göschel ist gerade der rechte Mann, eine solche Bekanntschaft einzuleiten, ihm kommt es auf die Mittel nicht an, welche ihn zum Zwecke führen, und so hat er denn schon seit einiger Zeit mehrere der schlechtesten

Subjekte der demokratischen Partei bestochen, um durch diese für seine Zeitung und besonders für den Zuschauer Nachrichten aus den Reihen der Demokratie zu sammeln, welche dann im Tone der Neuen Warburger Zeitung zusammengestutzt werden und im Zuschauer brilliren. Einer der besten dieser Nachrichtenträger ist auch Weber gewesen, und durch Göschel bin ich selbst mit Weber in nähere Berührung gekommen. — Göschel kam nämlich vor einiger Zeit zu mir und theilte mir mit, daß er die vollkommenen Beweise eines furchtbaren Komplotts, welches in den Reihen der Demokratie gesponnen sein sollte, übergeben könne. Ich muß Ihnen indessen versichern, daß ich auf Beweise, welche Göschel giebt, nicht eben viel halte.

»Und Sie haben vollkommen Recht darin, denn Gö[759]schel ist, unter uns gesagt, ein außerordentlich schlechtes Subjekt.«

»Ja wohl, aber das thut Nichts, dergleichen Subjekte muß man gebrauchen. Ich wollte deshalb, weil ich selbst Göschel im höchsten Grade verachte und weiß, wie unzuverlässig, wie lügenhaft alle seine Berichte und Nachrichten sind, ursprünglich gar nicht auf dieselben eingehen. Da theilte mir Göschel mit, daß unter Andern auch Markmann aufs Schwerste kompromittirt wäre. Ich hatte Ihnen versprochen, Markmann unter jeder Bedingung für einige Zeit unschädlich zu machen, und so ging ich denn auf Göschels Vorschlag ein und hörte wenigstens, was er mir zu sagen habe. Da erzählte mir denn der treffliche Mann, daß bei dem Kaufmann Weber eine Anzahl Briefe hochgestellter Demokraten läge, und gerade Briefe von den berüchtigsten Führern der Demokratie ausgehend; aber er erzählte mir dies nur, nachdem ich ihm mein Wort darauf gegeben hatte, den Kaufmann Weber, auch wenn ich ihn verhaften ließe, doch wieder laufen zu lassen. Dem Polizeiwachtmeister Weise gab ich sofort den Auftrag, in die Wohnung Webers einzudringen, Haussuchung daselbst zu halten und Weber zu verhaften. Sie haben bereits gehört, in welcher Art Weise den Auftrag ausgeführt hat, und daß Weber auf eine wahrhaft merkwürdige Weise aus dem Polizeipräsidium entkommen

ist. Daß mir dies nicht eben unangenehm ist, können Sie sich wohl denken.«

Baldemann lachte aus vollem Halse.

»Das ist wahrlich eine prächtige Geschichte«, sagte er, »sie kann kaum drolliger erfunden werden. Aber sagen Sie mir, ist wirklich Etwas an diesen Papieren? Sollte Mark[760]mann, den ich immer für einen vorsichtigen Mann gehalten habe, sich mit den Flüchtlingen in der Schweiz eingelassen haben? Ich kann es kaum glauben, denn nach Allem, was ich gehört habe, wurde Markmann von jenen excentrischen Brauseköpfen kaum weniger angefeindet, als wir selbst. Ich habe oft gehört, die rothrepublikanischen Flüchtlinge hätten Markmann für eine Art Reaktionär, für einen treulosen Demokraten gehalten und für diesen ausgeschrieen.«

Der Polizeipräsident erwiderte lächelnd:

»Das ist wohl möglich, aber jedenfalls finden sich in den bei Weber aufgefundenen Papiere viele Andeutungen, welche auf eine Theilnahme Markmanns an hochverrätherischen Plänen schließen lassen.«

»Aber Beweise, Beweise!«

»Man wird Beweise daraus machen, und daß ich die Geschwornen für den Markmannschen Prozeß mit der höchsten Sorgfalt auswählen werde, versteht sich wohl von selbst.«

»Und diese Briefe, welche man bei Weber aufgefunden hat, sind sie auch ächt? Ich höre darüber seltsame Dinge.«

Der Polizeipräsident machte ein ernsthaftes, fast besorgtes Gesicht.

»Das ist eben der schlimmste Punkt,« sagte er.

»Wie so?«

»Ja, ich fürchte fast, es werden diese Briefe schwerlich eine nähere Untersuchung aushalten.«

»Sie glauben also, dieselben seien nachgemacht?«

»Hm! — Es ist ein eigenes Ding, darüber zu urtheilen. Jedenfalls sind die seltsamsten orthographischen [761] Fehler in den Briefen zu finden, die von Leuten geschrieben sein sollen, denen man

wenigstens eine genaue Kenntniß der deutschen Sprache zutrauen muß, und Sie haben vielleicht gehört, daß Freund Weber nicht eben sehr mit der Orthographie vertraut ist.«

»Also Sie meinen wirklich, daß Weber selbst der Schreiber jener Briefe sei?«

»Ich weiß und glaube gar Nichts,« sagte der Polizeipräsident mit einem schlauen Lächeln. »Ich weise jede Verantwortung von mir, ich habe nur meine Pflicht gethan, indem ich Weber und Markmann auf die mir gewordenen Anzeigen hin verhaften ließ. Sind die Anzeigen falsch, so fällt die Schuld auf den Denunzianten Göschel, sind die Briefe nachgemacht, so fällt die Schuld auf den, der sie nachgemacht hat. Aber ich gestehe Ihnen offen, daß ich nicht ganz unbesorgt bin wegen dieser Angelegenheit. Es würde ein zu furchtbares Aufsehen in der Stadt machen, wenn wir Markmann ohne Prozeß wieder laufen ließen.«

»Nun, Sie können doch des Staatsanwaltes sicher sein?«

»Freilich kann ich das, auch des Untersuchungsrichters. Aber Sie wissen es selbst, wie schwer es ist, Geschworne zu finden, welche ganz in unserm Sinne urtheilen und gerade bei diesem Prozesse wird es doppelt schwierig sein. Nun, ich will deshalb den Muth nicht verlieren, jedenfalls habe ich Ihnen einen wesentlichen Gefallen gethan, und das ist schon ein bedeutender Vortheil, denn darauf können Sie sich verlassen, einige Monate müssen wenigstens vergehen, ehe Markmanns Sache zur Untersu[762]chung und zum Richterspruche kömmt, und bis dahin können Sie Ihr Heil bei der schönen Röschen Schubert versuchen, an Ihnen ist es, diese Zeit zu benutzen.«

»Ich danke Ihnen dafür aufrichtig.«

»Aber wie weit sind Sie mit Ihren Bestrebungen? Haben Sie den Beginn zu Ihren Operationen bereits gemacht?«

»Freilich habe ich das«, entgegnete Baldemann fast ärgerlich. »Aber ein höchst unvermutheter unangenehmer Zwischenfall bedroht alle meine Bemühungen. Denken Sie nur, daß die Warburger Demokraten ganz aus eigenem Antriebe der Doktorin

Schubert eine monatliche Unterstützung von zwanzig Thalern gewährt haben.«

»Aus eigenem Antriebe? — Das ist unmöglich.«

»Und dennoch ist es wahr, Sie können sich darauf verlassen. Ich komme so eben von der Doktorin Schubert und sie hat mir versichert, daß eine Deputation der Volkspartei ihr diese Unterstützung von zwanzig Thalern monatlich auf mehrere Monate hinaus versprochen hat.«

»Dann scheint es fast, als ob Ihnen die Verhaftung Markmanns Nichts nützen werde.«

»O, glauben Sie das nicht, sie ist mir dennoch sehr wesentlich, denn Markmann ist nicht nur durch seine Geldmittel, sondern hauptsächlich durch die Rathschläge, welche er der wankelmüthigen Frau gegeben hat, immer ein gefährlicher Feind bei allen meinen Plänen gewesen. Jetzt kommt es nur darauf an, dahin zu arbeiten, daß die Volkspartei entweder ihre Unterstützungen zurückzieht, oder daß Frau Schubert selbst dieselben ausschlägt. Auf das Letzte habe ich schon hinzuarbeiten gesucht; ich habe der Frau vorgestellt, daß sie von zwanzig Thalern nicht zu leben vermöge, ich habe ihr meine eigene Hülfe angeboten und sie [763] hat dieselbe angenommen, und ich glaube, wenn ich ihr nach einiger Zeit sage, daß ich unter keiner Bedingung im Stande sein würde, sie ferner zu unterstützen, wenn sie fortan noch Hülfe von der Volkspartei annehme, dann wird sie sich dazu bereit erklären, sich lieber meiner Obhut anzuvertrauen, als noch ferner vom Gelde der Volkspartei zu leben.«

Der Polizeipräsident antwortete einen Augenblick nicht, er schien in tiefe Gedanken versunken.

»Der Plan ist schlau«, sagte er, »aber er scheint doch manchen Gefahren zu unterliegen. Ich denke eben an etwas Anderes, an eine andere Idee, und überlege eben, ob ich Sie nicht durch dieselbe auf kräftige Weise unterstützen kann.«

»Was meinen Sie?«

»Ich bin noch nicht ganz mit mir im Reinen, mein Plan ist noch

im Unklaren. Es kommt darauf an, die Doktorin Schubert bei ihrer eigenen Partei zu verdächtigen. Man muß dadurch die Volkspartei von Warburg von ihr abzuziehen suchen, man muß sich bemühen, der Frau auf diese Weise die Unterstützung durch dieselbe zu entziehen, und erst dann haben Sie die Frau vollkommen in der Hand.«

»Richtig, richtig,« sagte Baldemann nachdenkend. Auf diese Weise wird es möglich sein zu agitiren. Wir müssen uns die Sache näher überlegen. Vorläufig aber denke ich, will ich mit Ausführung meines eigenen Planes vorschreiten, wie ich mit demselben bereits begonnen habe. Wollen Sie mich dann in anderer Weise unterstützen? Ich würde Ihnen dafür ganz besonders dankbar sein.«

»Meine Hülfe steht Ihnen, wie immer, zu Gebote. Thun Sie das Ihrige, ich werde das Meinige thun.«

SECHSZEHNTES CAPITEL.

DIE VERDÄCHTIGUNG.

ETWA VIERZEHN Tage waren nach der Abreise des Doktor Schubert vergangen und der Regierungsrath Baldemann hatte diese Zeit auf das Eifrigste benutzt, um sich mehr und mehr einzuschmeicheln in das Herz der Frau Doktorin Schubert und auch Röschen Schubert sich geneigter zu machen.

Der Regierungsrath Baldemann war die Liebenswürdigkeit selbst, wenn er im Schubertschen Hause sich befand, er war täglich dort, ja oft täglich zwei oder mehrere Male. Selten verging ein Abend, an welchem Baldemann nicht mehrere Stunden neben Frau Schubert am Sopha gesessen hätte.

Er brachte Bücher mit und las den Frauen Etwas vor. Baldemann war ein vortrefflicher Gesellschafter, ein geistreicher Mann, der viel erlebt, viel erfahren hatte, und der daher zwei verlassenen Frauen, welche einsam, von aller Welt abgeschlossen waren, bald ein erwünschter und ersehnter Gast wurde.

Auch Röschen verlor mit jedem Tage mehr und mehr [765] die instinktartige Abneigung, welche sie gegen den glatten Regierungsrath gehegt hatte.

Baldemann als Menschenkenner war es wohl aufgefallen, daß das einfache Kind seine höflichen Schmeicheleien nicht leiden konnte und daß dadurch der Widerwille Röschens entsprungen war. — Sobald er dies bemerkt hatte, wurde er natürlich, seine Freundlichkeit blieb dieselbe, aber jede Schmeichelei wurde fern gehalten, und ließ er ja einmal ein schmeichelndes Wort fallen, so war dies mehr eine Art väterlichen Lobes als die Schmeichelei eines

Liebhabers.

Gegen Frau Schubert war Baldemann von der zartesten Aufmerksamkeit, er behandelte die Kranke wie eine langjährige, treue Freundin. Jedes Mittel, ihre Lage zu erleichtern, wurde mit einer erfinderischen Sorgfalt hervorgesucht.

Frau Schubert liebte Blumen und auch die Tochter war entzückt über eine schöne Rose. Täglich kamen schöne frische Blumen trotz der kalten Jahreszeit, trotz der Kostbarkeit des Gegenstandes in dem Schubertschen Hause an, und immer waren es schöne, sinnige Geschenke des Regierungsrathes Baldemann.

Mit jedem Tage gewann Röschen den Regierungsrath lieber, ihr fehlte ja der warnende, väterliche Freund, der sie auf die versteckte Falschheit jenes gefährlichen Mannes aufmerksam machen konnte, sie hörte nur die Mutter, welche stets in entzückten Lobpreisungen über den herrlichen Freund sich ergoß, der ihre Einsamkeit erheiterte, ihre kärgliche Lage durch Geschenke jeder Art angenehm machte und der, das ließ sich nicht verkennen, kaum ein anderes Stre[766]ben zu haben schien, als das, sich die Liebe und Freundschaft der Doktorin Schubert zu erwerben. Die Dankbarkeit that ihr Theil hinzu und so waren kaum vierzehn Tage vergangen, als Röschen schon den Regierungsrath eben so gern kommen sah wie ihre Mutter. Schon spendete sie ihm manches Lächeln, und wenn der Abend kam und die Stunde, in der Baldemann gewöhnlich erschien, da war es Röschen nicht mehr recht heimisch im väterlichen Hause, bis endlich die Hausglocke ertönte, welche den erwünschten und ersehnten Gast anmeldete.

Rasch vergingen in der geistreichen Unterhaltung des klugen Mannes die Abende, und stockte ja einmal das Gespräch, dann wurde ein Buch ergriffen und Baldemann las mit schöner, tönender Stimme die Meisterwerke der deutschen Dichtkunst den entzückten Frauen vor.

In einer Stadt, wie Warburg, in der Jedermann den Regierungsrath Baldemann, den ersten unter den Führern der Reaktion kannte, in welcher Jedermann nicht weniger seinen Blick

auf die Familie des ausgewiesenen Demokratenführers Schubert richtete, mußte das innige Verhältniß Baldemanns zur Frau Schubert bald auffallen.

Es konnte nicht lange dauern, so sprach man in der ganzen Stadt kaum von etwas Anderem, als davon, daß der Regierungsrath Baldemann täglich im Schubertschen Hause zu finden sei. Die Mitglieder der demokratischen Partei schüttelten darüber die Köpfe, sie konnten es nicht begreifen, wie die Frau mit dem Manne im innigsten Freundschaftsverhältnisse zu leben vermöchte, der als der unmittelbare Vorgesetzte ihres Mannes wahrscheinlich dessen Amtsentsetzung bewirkt hatte, der — man kannte ja seine Macht — [767] sicherlich im Stande gewesen wäre, Schubert im Amte zu erhalten, wenn er dies irgend gewollt hätte.

Gar seltsame Gerüchte tauchten über das Verhältniß des Regierungsrathes Baldemann zur Familie Schubert auf, und wie Gerüchte, wenn sie einmal aufgetaucht sind, sich mit Blitzesschnelle ausbreiten und mit jedem Tage sich vergrößern, sich vermehren, so geschah es auch in diesem Falle.

Man hatte sich zu Anfang nur gewundert über die Besuche Baldemanns im Schubertschen Hause, als diese Besuche aber nicht nachließen, als man im Gegentheil täglich, oft täglich zweimal Baldemann nach dem entfernten Gäßchen, in dem Frau Schubert wohnte, wandern sah, da wurde die Verwunderung zum Verdacht. Wie ist es möglich, rief man aus, daß solche Freundschaft bestehen kann, ohne daß Frau Doktorin Schubert zu dem Regierungsrath Baldemann in innigerer Beziehung steht, als dies rechtschaffen, als dies erlaubt ist?

An das kleine sechszehnjährige Röschen Schubert dachte Niemand, und Frau Schubert selbst wiederum war durch ihre Krankheit vor jedem Verdacht gesichert, welcher ihre weiblichen Ehre hätte treffen können.

So blieb denn nur ein Gedanke möglich, und das war der, daß Frau Schubert politische Beziehungen zu dem Regierungsrath Baldemann habe.

Während das Publikum sich so auf das Eifrigste mit den Verhältnissen Baldemanns und der Frau Schubert beschäftigte, war es Baldemanns stetes Bestreben, die Volkspartei in den Augen der Doktorin gering zu machen. Oft sprach er mit dieser eigensüchtigen Frau über die geringe Unterstützung, welche sie bekäme, oft machte er sie aufmerk[768]sam auf das Ungewisse derselben, und endlich kam er offen mit der Sprache heraus und gestand der Frau Schubert, daß, wie tiefen Schmerz es ihm auch machen würde, wenn er sich aus dem Schuberischen Hause fern halten müßte, wenn er nicht mehr die Abende dort zubringen dürfte, er dennoch seiner amtlichen Stellung wegen sich zurückziehen müsse, wenn Frau Schubert länger die Unterstützung der Volkspartei annehme.

»Glauben Sie, verehrte Frau«, sagte er eines Tages zu Frau Schubert, »es zerreißt mir das Herz, wenn ich daran denke, daß ich mich von Ihnen trennen soll, aber ich habe Pflichten, gebieterische Pflichten, welche mich selbst zwingen würden, die heiligsten Gefühle meines Herzens zu vernichten. Bedenken Sie meine Lage, mein Verhältniß zum Hofe, meine amtliche Stellung. Sie empfangen die Unterstützung der Volkspartei, und wenn ich mich auch stets bemüht habe, meinen Vorgesetzten gegenüber zu behaupten, daß Sie weit entfernt seien, die Gesinnungen Ihres Gatten zu theilen, daß Sie im Gegentheil eine streng royalistisch gesinnte Frau wären, man will es mir gar nicht glauben, man sagt, wie ist das möglich, da Frau Schubert von der Volkspartei in Warburg erhalten wird?«

Frau Schubert war tief entsetzt über diese Mittheilungen des Regierungsrathes Baldemann, schon hatte sie sich daran gewöhnt, denselben als ihren täglichen Gast zu sehen, schon war es ihr kaum denkbar, wie ihr die Abende ohne Baldemanns erheiternde Gegenwart vergehen sollten, und jetzt sollte sie um jener elenden zwanzig Thaler willen diesen Freund verlieren, um jener zwanzig Thaler willen, die nicht einmal sicher gestellt waren, denn täglich predigte ihr [769] Baldemann, er habe gehört, daß viele Stimmen im Publikum laut wurden, welche eine solche Unterstützung viel zu hoch fänden.

Endlich kam Baldemann ganz mit der Sprache heraus, er bat die Doktorin Schubert aufs Dringendste, jede Unterstützung der Volkspartei von der Hand zu weisen, und er versicherte ihr mit Hand und Mund, daß er es sich selbst zum höchsten Glücke anrechnen würde, wenn sie so viel von ihm annähme, als sie zu ihrer Existenz bedürfte.

Auch bei diesem Anerbieten wieder ging Baldemann mit der höchsten Schlauheit zu Werke. Er vermied Alles, was in einem solchen Anerbieten unzart erscheinen konnte, nur ein Darlehn wollte er geben. Schuberts hohe Talente mußten demselben, wie Baldemann sagte, im Zeitraum mehrerer Monate, höchstens eines Jahres eine Stellung, im Auslande verschaffen, welche nicht nur genügend wäre, Frau und Kind zu ernähren und zu sich kommen zu lassen, sondern auch genügend, Alles das zurückzuzahlen, was etwa Baldemann in der Abwesenheit des Gatten für die hinterlassene Frau thun könne.

Ein solches Darlehen von einem Freunde anzunehmen, war sicherlich weniger beschämend für Frau Schubert, als die Annahme eines Geschenkes von der Volkspartei, eines Geschenkes, welches fast öffentlich unter armen Handwerkern und Arbeitern kollektirt wurde.

So umgarnte und umstrickte Baldemann mit schönen Worten, mit Zureden, mit versteckten Drohungen und Bitten täglich mehr die unglückliche Frau, welche keinen anderen Rathgeber hatte, als den treulosen, tückischen Re[770]gierungsrath, welcher sich aber als der liebste und beste Freund darstellte.

Der Entschluß der Frau Schubert, mit der Volkspartei völlig zu brechen, war schon halb gefaßt, als ein neues Ereigniß denselben zum Ausbruch bringen sollte.

Mit jedem Tage hatten sich die Gerüchte über das Verhältniß Baldemanns zu Frau Schubert vermehrt, vergrößert, und eines Morgens enthielt sogar die Warburger demokratische Zeitung eine kurze Notiz, welche darauf hindeutete, und welche eigentlich von dem Schreiber berechnet war, Frau Schubert auf ihren gefahrvollen

Umgang mit Baldemann aufmerksam zu machen und sie zum Abbruche desselben zu veranlassen, welche aber eine ganz andere Wirkung hatte.

Die Handwerker und kleinen Bürger von Warburg, welche, wie das Volk im Allgemeinen, stets geneigt waren, Verdacht zu fassen, waren schon längst auf Frau Schubert nicht eben gut zu sprechen gewesen und nur murrend gaben sie auf Zureden ihrer Führer noch den Beitrag für die monatliche Unterstützung der Frau des Ausgewiesenen; im zweiten Monate aber machten sie es ihren Führern zu gleicher Zeit zur heiligen Pflicht, mit Frau Schubert ein ernstes Wort zu sprechen.

Das war freilich eine schwere und trübe Aufgabe für den armen Werthmann, der einmal die Leitung der ganzen Sache in die Hand genommen hatte, aber es war eine Aufgabe, der er auf jeden Fall nachkommen mußte, und so begab er sich eines schönen Tages zu Frau Schubert, um mit dieser Rücksprache zu nehmen.

Frau Schubert empfing den Deputirten der Volkspar[771]tei in ganz anderer Art, wie das vorige Mal, schon war sie aufgereizt gegen die Volkspartei, schon hatten die Worte Baldemanns ihre Früchte getragen. Mit einer kalten, förmlichen Handbewegung bat sie Werthmann, Platz zu nehmen.

Dieser that es, aber er war in der höchsten Verlegenheit, wie er eigentlich das Gespräch beginnen sollte, wie er seinen Auftrag auszurichten habe.

»Eine im höchsten Grade unangenehme Angelegenheit führt mich zu Ihnen«, begann er. »Ich habe einen Auftrag an Sie auszurichten, Frau Doktorin, der mir im höchsten Grade schwer fällt, und der mich schmerzt, den ich aber dennoch auszuführen gezwungen bin.«

»Bitte, sprechen Sie«, sagte Frau Schubert kalt. »Was steht Ihnen zu Diensten?«

»Wieder räusperte sich Werthmann, wieder wußte er nicht, wie er Worte finden sollte; endlich begann er: »Es gehen dunkle Gerüchte in der Stadt — — —«

»Doch hoffentlich nicht über mich«, sagte Frau Schubert.

»Allerdings, Frau Doktorin, über Sie, über Ihr Verhältniß zum Herrn Regierungsrath Baldemann.«

»Ich glaube«, sagte Frau Schubert mit einem spöttischen, verächtlichen Tone, »daß ein Freundschaftsverhältniß wie das meinige zu dem Regierungsrath Baldemann, keinen Menschen etwas angeht, denn ich darf doch wohl hoffen, daß ich arme, kranke Frau vor jeder Schmähung und Verdächtigung gesichert bin [im Original: sein].«

»Freilich, Frau Doktorin,« entgegnete Werthmann im höchsten Grade verlegen, und seine Sendung wurde ihm mit jedem Augenblicke peinlicher und widerwärtiger. »Nie[772]mand denkt daran, in Ihrem Verhältnisse zum Herrn Regierungsrath Baldemann etwas Anderes zu sehen, als ein reines Freundschaftsverhältniß, — aber — —«

»Aber! —«

»Aber man glaubt, — — —«

»Bitte, sprechen Sie sich deutlicher aus. Ich kann unmöglich aus einem, ›man glaubt‹, errathen, was Sie eigentlich wünschen.«

»Ich habe mich auch falsch ausgedrückt, Frau Doktorin. Ich will nicht sagen, man glaubt, man spricht nur im Allgemeinen davon, — es sind dunkle Gerüchte — daß der Regierungsrath Baldemann unmöglich in einer so freundschaftlichen Beziehung mit einer politisch kompromittirten Familie stehen könnte, wenn er dazu nicht seine bestimmten Gründe hätte.«

Frau Schubert lachte spöttisch:

»Das glaube ich selbst. Der Regierungsrath Baldemann hat gewiß bestimmte Gründe, mit mir in einem freundschaftlichen Verhältnisse zu stehen; aber ich möchte wohl wissen, wer sich unterfangen darf, darüber zu sprechen und wen diese Gründe etwas angehen.«

Werthmann fühlte sich durch diese kalte Art der Frau Schubert beleidigt, er bekam dadurch mehr Muth, seine Sendung auszurichten, und er erwiderte ernst:

»Diese Gründe gehen allerdings Diejenigen etwas an, welche in Ihnen, Frau Doktorin, die Frau eines durch die Polizei und die jetzt herrschende Willkür aus der Stadt verbannten Führers der Demokratie sehen, und welche deshalb ihre schwer erarbeiteten Groschen zusammenlegen, um [773] Sie, Frau Doktorin, in Abwesenheit Ihres Mannes zu unterstützen.«

»Das ist abscheulich, das ist schändlich?« rief Frau Schubert wüthend aus.

»Was ist abscheulich? Was ist schändlich?« fragte Werthmann ernst. »Daß das Volk sich um das Leben Derjenigen kümmert, zu welchen es Vertrauen hat? Nein, Frau Doktorin, das ist nur natürlich. Jenes arme Volk ist so oft verrathen worden, so oft haben Diejenigen, für welche es sich opferte, diese Aufopferung mißbraucht, so oft haben sie jene armen Arbeiter betrogen und getäuscht, daß das Volk wohl das Recht hat, ein aufmerksames Auge auf Alle die zu richten, denen es bisher Vertrauen geschenkt hat.«

»Ich habe kein Vertrauen vom Volke verlangt, mag es Mißtrauen, mag es Vertrauen zu seinen Führern haben, was geht mich das an? Ich bin eine einsame, verlassene Frau, und der wird man es doch wahrlich nicht verdenken, wenn sie ihre Freunde sucht, wo sie selbst es wünscht, und wo sie sie findet.«

»Gewiß nicht, Frau Doktorin Schubert. Aber, wie unangenehm mir dies auch ist, ich muß meinen Auftrag zu Ende führen. Es ist aufgefallen, daß Sie ein Leben führen, weit über die geringen Mittel hinaus, welche die Partei Ihnen zu bieten vermag. Man spricht deshalb davon, daß Sie vom Regierungsrath Baldemann selbst die Mittel zu einem solchen Leben erhalten.«

»Nun, und wenn dies auch wäre? Was dann?«

»Dann hat man mir die Pflicht auferlegt, Frau Doktorin, Sie daran zu erinnern, daß Niemand zweien Herren dienen kann; entweder das Volk oder die Feinde desselben, [774] eins müssen Sie wählen. Das Volk kann nicht länger Diejenigen unterstützen, welche zu gleicher Zeit Wohlthaten empfangen von der äußersten Reaktion,

von dem Urheber der meisten abscheulichen Willkürmaßregeln, welche im gegenwärtigen Augenblicke von der Warburger Regierung begangen werden.«

»Das heißt also mit andern Worten«, sagte Frau Schubert gereizt, »die Volkspartei von Warburg will mir die Unterstützung, welche ich bisher von derselben genossen habe, entziehen?

»Nein, Frau Doktorin, nein, das heißt es nicht; aber sie fordert Sie auf, die zu freundschaftlichen Beziehungen mit dem Regierungsrath Baldemann, welche in der Partei ein Aergerniß geben, abzubrechen. Bedenken Sie, welche Noth es uns, die wir fern von allem Mißtrauen gegen Sie sind, macht, die ohnehin nur zu mißtrauischen Arbeiter und kleinen Bürger zu den Beiträgen zu bewegen, weil sie glauben, daß Sie zu gleicher Zeit von der Reaktion Unterstützung erhalten.«

»Das ist abscheulich!« erwiderte Frau Schubert. »Immer und immer wieder werfen Sie mir jene armseligen zwanzig Thaler vor, welche die Volkspartei aufbringt, um mich nicht eben verhungern zu lassen.«

»Sie sollten diese Summe nicht armselig nennen«, entgegnete Werthmann ernst, »wenn Sie bedenken, daß sie aufgebracht wird von den Groschen, an denen mancher bittre, schwere Schweißtropfen hängt.«

»Um so demüthigender ist die Annahme für mich, und mit einem Worte, Herr Werthmann, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen persönlich für Ihre Bemühungen, aber ich [775] mag Ihr Geld nicht mehr, und ich habe Mittel in Händen, um auch die einmal von Ihnen empfangene Unterstützung zurückzugeben.«

»Ist das Ihr Ernst, Frau Doktorin Schubert?«

»Ja wohl ist es mein Ernst, mein vollkommener Ernst. Ich mag diese abscheuliche Demüthigung nicht mehr, man soll mir nicht mehr sagen, daß ich vom Schweiße der Arbeiter lebe, man soll nicht das Recht haben, sich in meine Privatverhältnisse zu mischen. Ich werde eine solche Unverschämtheit niemals mehr leiden.«

»Frau Doktorin!«

»Ja, ja, Herr Werthmann, sagen Sie das denen, von denen Sie hierher geschickt sind, sagen Sie ihnen, daß zwanzig Thaler monatlich allerdings mich vor dem Hungertode, aber nur vor diesem geschützt hätten, und daß ohne die Aufopferung eines Freundes ich kranke, elende Frau hier hätte verkommen mögen in Einsamkeit und Noth, daß ich aber um der Volkspartei von Warburg willen wahrlich diesen Freund nicht aufgeben würde.«

»Ich bedaure, Frau Doktorin«, sagte Werthmann aufstehend, »daß Sie die Partei von sich stoßen. Wissen Sie auch bestimmt, daß dieser Freund, dieser scheinbare Freund Ihnen treu bleiben wird? Kennen Sie den Regierungsrath Baldemann hinlänglich, um zu wissen, daß Sie diese Worte nicht einst bereuen werden?«

Frau Schubert lachte höhnisch:

»Verlassen Sie sich darauf, ich werde sicherer auf die Hülfe des Herrn Regierungsraths Baldemann rechnen können, als auf die der Volkspartei, der es schon jetzt, wie mir Ihr heutiger Besuch bewiesen hat, leid thut, daß sie [776] einige armselige Groschen für die Frau eines Mannes gesammelt hat, der ihrethalben auf der Flucht und im Elende ist.«

»Das ist also Ihr letztes Wort, Frau Doktorin?«

»Ja wohl, Herr Werthmann.«

»Dann leben Sie wohl und ich wünsche, daß Sie nie bereuen mögen, die rettende Freundeshand von sich gestoßen zu haben.«

Ernst und tief verstimmt ging der ehrliche Mann von dannen. Frau Schubert aber bekam durch die Aufregung, welche ihr diese Unterredung gemacht hatte, einen heftigen Anfall ihres Nervenleidens und mußte mehrere Tage ganz und gar das Bett hüten.

Der Regierungsrath Baldemann frohlockte indessen, er triumphirte; endlich war er zu seinem Ziele gelangt. Frau Schubert hatte jede Verbindung mit der Volkspartei abgeschnitten, und es kam jetzt nur darauf an, die Wiederanknüpfung dieser Verbindung für immer unmöglich zu machen.

Einige Tage später enthielt die Neue Warburger Zeitung, deren

Redakteur der berüchtigte Göschel war, im Zuschauer einen langen Artikel folgenden Inhalts:

»Wir können unseren Freunden ein Ereigniß melden, welches von nicht geringer Bedeutung auf den Prozeß des Litteraten Markmann sein wird. Die Frau eines aus Warburg geflüchteten Demokratenführers, des innigsten Freundes Markmanns, hat sich erboten, wichtige Papiere der Polizei zu übergeben, welche geeignet sind, ein treffliches Licht auf die Verschwörungspläne des berüchtigten Markmann zu werfen. Nicht die Noth hat jene Dame [777] zu diesem Entschlusse veranlaßt, denn dieselbe besitzt einen aufopfernden, treuen Freund in einem unserer höchstgestellten Staatsbeamten, es ist reiner Patriotismus, welcher sie bewegt hat, mit der Demokratie zu brechen.

Schon längst war die Dame mit ihrem Gatten in Uneinigkeit wegen dessen politischer Richtung; jetzt endlich hat sie sich entschlossen, jede Rücksicht von sich zu werfen und ihre Pflicht als treue Staatsdienerin, als gehorsame Unterthanin zu erfüllen.

Wir nehmen mit Dank eine solche Aufopferung an, und können den Edelmuth jener Dame nicht genug hervorheben.«

Unmittelbar unter diesem Artikel stand ein zweiter folgenden Inhalts:

»Ein charakteristisches Bild des elenden Zustandes und der Undankbarkeit unserer demokratischen Partei giebt das Benehmen derselben gegen die Frau eines der bedeutendsten Führers der Demokratie. —

Der Doktor Schubert befindet sich bekanntlich auf der Flucht. Er mußte seine Frau und seine Kinder ohne alle Mittel in Warburg zurücklassen. Und was hat die demokratische Partei für die Familie ihres Führers gethan? Sie hat ein für allemal zwanzig Thaler gesammelt, davon soll die unglückliche Familie Monate lang leben. Das sind unsere Warburger Demokraten!«

Diese beiden Aufsätze erregten in der Warburger Demokratie eine furchtbare Entrüstung, eine ungeheure Wuth. Jetzt schien die Schuld der Doktorin Schubert, ihr Verrath an der demokratischen

Partei vollkommen begründet zu sein; obgleich man wußte, daß die Neue Warburger Zeitung ein [778] wahres Lügenblatt war, obgleich sonst Niemand den Nachrichten derselben glaubte, so vertraute man ihr doch in diesem einen Falle und der Name Schubert wurde nur mit Verwünschungen vom Volke ausgesprochen. Jede Versöhnung war von diesem Tage an der unglücklichen Frau vollkommen unmöglich gemacht.

Der Regierungsrath Baldemann hatte in Verbindung mit seinen beiden trefflichen Freunden, dem Polizeipräsidenten Walter, der durch seine Agenten jedes ungünstige Gerücht über Frau Schubert vergrößert und vermehrt in der Stadt aussprengen ließ, und dem Redakteur der Neuen Warburger Zeitung, Herrn Göschel, vollkommen sein Ziel erreicht.

[779]

SIEBZEHNTES CAPITEL.

DIE ENTSCHEIDUNG NAHT.

WOCHEN und Monate vergingen und Alles schien im Schubertschen Hause unverändert zu sein. Frau Schubert bemerkte keine nachtheiligen Folgen davon, daß sie die Volkspartei von sich gewiesen hatte, welche natürlich von jenem Tage an ihr jede Unterstützung entzog. Wenn auch in den demokratischen Kreisen viele harte, unfreundliche Worte gegen die Doktorin Schubert fielen, wenn man dieselbe auch jetzt ganz offen eine Verrätherin nannte, Frau Schubert hörte im Anfange Nichts davon. Ihre ganze Welt war beschränkt auf den kleinen Raum ihres Hauses; die kranke Frau konnte das Sopha nicht verlassen, hier lag sie, und ihr weitester Spatziergang war der vom Sopha nach dem Bette in der nebenan liegenden Schlafstube. —

Auch Röschen Schubert ging wenig oder gar nicht aus. Ein kurzer Spatziergang in einen benachbarten Garten das war Alles, und so erfuhren denn die beiden verlassenen und vereinsamten Frauen Nichts, auch gar Nichts [780] von allen den Gerüchten, welche in der Stadt über sie umgingen.

Diese Gerüchte waren freilich mit jedem Tage ungünstiger geworden. Daß Frau Schubert eine Verrätherin sei, daß sie dem Regierungsrathe Baldemann alle nur in ihren Kräften stehenden Enthüllungen über die demokratische Partei gegeben habe, darüber war man einig; aber man konnte außerdem auch nicht verkennen, daß die häufigen Besuche des Regierungsraths wohl noch einen andern Grund haben würden, denn die mit jedem Tage sich heller entfaltende Schönheit Röschens ließen den eigentlichen Grund der

Baldemannschen Besuche im Schubertschen Hause bald immer klarer hervortreten.

Da gingen denn viele recht nachtheilige Gerüchte für Röschens Ruf in der Stadt umher, und der Name Schubert wurde fast nur mit Bedauern für den abwesenden, ausgewiesenen Mann und Vater, und mit Verachtung für die Mutter und Tochter genannt. Aber, wie bereits gesagt, weder Frau Doktorin Schubert selbst, noch Röschen erfuhren irgend etwas von den Gerüchten. Sie lebten ganz still und eingezogen in ihrem Häuschen, und sahen Niemanden außer dem Regierungsrathe Baldemann.

Baldemann aber wurde den beiden verlassenen Frauen ein wahrhaft lieber und freundlicher Gast, ein wirklich treuer Freund in der Noth. Er hielt das Versprechen, welches er der Doktorin in jenen Tagen gegeben hatte, in welchen es ihm darauf ankam, diese Frau vollständig von der Demokratie loszureißen; und er hielt es zu gleicher Zeit mit einer so außerordentlich taktvollen Bescheidenheit, mit einem so feinen Zartgefühle, daß die Wohlthaten, mit [781] denen er das Schubertsche Haus überhäufte, nie drückend, nie lästig, nie beschämend werden konnten.

Geld gab er der Frau Schubert wenig oder gar nicht, aber alle ihre Bedürfnisse wußte er aufs Vollkommenste zu errathen. Wenn die Magd mit wenigen Groschen auf den Markt geschickt wurde, um ein kärgliches Mittagsbrot einzukaufen, dann kam sie mit einer Fülle köstlicher Speisen nach Hause. Als das Holz auf dem Boden zu mangeln begann, da kam der gewöhnliche Holzfuhrmann und lud ohne Weiteres mehrere Klafter Holz ab, und als ihm Frau Schubert verlegen sagte, es werde ihr wohl kaum möglich sein, in der ersten Zeit die Rechnung zu berichtigen, da lachte der Mann fast ausgelassen und meinte, er kenne ja Frau Doktorin Schubert und wisse, daß diese ihn schon bezahlen werde; und so ging es überall.

Zeuge zu Kleidern, selbst Schmucksachen wurden der Doktorin Schubert von den dienstbeflissenen Kaufleuten ins Haus getragen und Niemand dachte daran Bezahlung anzunehmen.

Frau Schubert wußte freilich sehr wohl, von wem diese Hülfe

kam, sie wußte sehr wohl, daß der Regierungsrath Baldemann Alles hinter ihrem Rücken bezahlte, aber sie hatte auf diese Weise nicht das drückende und beschämende Gefühl, für jedes gebrachte Opfer danken zu müssen.

Daß der Regierungsrath Baldemann durch so zarte Aufmerksamkeiten der Doktorin Schubert immer näher trat, daß auch Röschen ihm bald die freundlichsten Gefühle schenkte, das ist wohl nur natürlich; und so fühlte sich denn die Doktorin Schubert wohler, denn jemals, sie lebte in Verhältnissen, günstiger, als sie dieselben bisher gekannt [782] hatte, jede Noth schien von ihr genommen, und an die Zukunft dachte die kranke Frau kaum.

Auch an ihren Mann, der in der Ferne, in der Fremde, ausgewiesen lebte, der vielleicht mit Noth und Elend kämpfte, auch an diesen dachte sie nicht, ihr kaltes Herz hatte nicht Raum für den Abwesenden, sie fühlte nur für sich, und als Briefe ankamen von Schubert, da las sie dieselben allerdings, ohne sie indessen zu beantworten, denn nur mit einem Gefühle des Zornes, fast des Hasses dachte sie an den abwesenden Gatten, dem sie immer und immer wieder vorwarf, daß er um eines elenden Eigensinnes wegen sie und die Tochter dem Hungertode überlassen habe, dem Hungertode, welchen nur die treue Hülfe des Regierungsraths Baldemann abgewendet habe.

»O, dieser treue, treue Freund!« rief sie ihrer Tochter zu. »Wenn Gott ihn uns nicht geschenkt hätte, wo wären wir jetzt? Siehe, Röschen, wie er für uns sorgt, uns das Leben behaglich, bequem macht, wir können ihm niemals diese Liebe, diese Güte danken.«

Auch Röschen war ganz der Ansicht der Mutter, und sie schämte sich fast vor sich selber, daß sie einst diesen herrlichen Mann, den trefflichen Regierungsrath, gehaßt habe.

Monate waren so vergangen, da kamen eines Tages der Regierungsrath Baldemann und sein Freund, der Polizeipräsident von Walter, in einer Gesellschaft zusammen. Die beiden Freunde zogen sich in einen entfernten Winkel des Zimmers zurück, wo sie ungestört plaudern konnten. Durch Geschäfte überhäuft, hatten sie

sich seit langer Zeit nicht gesehen.

»Nun, Baldemann«, sagte Walter, »man sieht Sie ja [783] kaum mehr. Ist denn Ihre ganze Zeit durch jenes kleine Röschen Schubert fortgenommen, die, wie ich höre, mit jedem Tage reizender und schöner werden soll?«

Düstre Wolken des Mißmuths zogen sich auf der Stirn des Regierungsraths zusammen.

»Ich bin viel bei Schuberts,« sagte er in halbärgerlichem Tone, »und habe außerdem viel zu arbeiten, deshalb müssen Sie mir schon verzeihen, wenn ich weniger oft, als früher, Sie besucht habe.«

»Sie sind also zum Ziele gelangt?« fragte der Polizeipräsident mit fast spöttischem Lächeln. »Ich gratulire.«

»Nein, nein«, erwiderte Baldemann ärgerlich. »Sie irren, Walter, ich bin noch nicht zum Ziele gelangt. Noch sind meine Wünsche nicht erfüllt, ich habe fast noch Nichts in der langen Zeit gewonnen.«

»Nicht möglich!«

»Es ist leider vollkommen wahr.«

»Aber ist denn das Mädchen so spröde?«

»Ich gestehe Ihnen, ich weiß es nicht.«

»Sie wissen es nicht?«

»Nein, ich habe noch nicht den Versuch gemacht, und ich gestehe es Ihnen offen — ich bebe zurück vor jedem Versuche dieser Art.«

»Wahrlich, Baldemann, ich verstehe Sie nicht!

»Das glaube ich wohl, aber dennoch ist es vollkommen so, wie ich Ihnen sage. Sie glauben nicht, Walter, welch wunderbares merkwürdiges Mädchen das kleine Röschen Schubert ist. Sie ist so unschuldig, so liebenswürdig, und doch dabei so — fast möchte ich sagen — stolz, daß ich nicht im Stande gewesen bin, bisher ihr irgend [784] einen Antrag zu machen, denn ich wäre der festen Ueberzeugung gewesen, mit dem höchsten Stolze, mit der größten Verachtung zurückgewiesen zu werden.«

»Wahrhaftig merkwürdig!«

»Ja, aber die Sache muß enden. Ich gestehe Ihnen, ich beginne denn doch, jetzt ungeduldig zu werden. Schon mancher Monat ist vergangen und manches Hundert Thaler habe ich angewendet, um meinen Zweck zu erreichen, alle Opfer aber waren bisher vergeblich. Ich muß zum Ziele kommen, aber Walter, ich gestehe Ihnen, ich weiß nicht, wie ich das Ding angreifen soll.«

Der Polizeipräsident lächelte:

»Das ist allerdings eine seltsame Lage, sagte er; »aber Sie haben Recht, nicht länger dürfen Sie sich von einem kleinen Bürgermädchen an der Nase herumführen lassen. Röschen Schubert muß die Ihrige werden und bald. Ich habe außer den Kosten, welche es Ihnen macht, noch andere gewichtige Gründe. Bedenken Sie, Baldemann, daß es mit jedem Tage für Sie nothwendiger wird eine vornehme, eine adlige Heirath zu schließen. Sie wissen, wie viel der Fürst auf den Adel giebt, Sie wissen, daß Sie nur durch die Verbindung mit einer unserer alten Adelsfamilien in den Augen des Fürsten selbst fast adlig werden, und daß dadurch allein Ihre Karriere jenes glänzende Ziel erreichen kann, welches Ihr Geist, Ihre Talente Ihnen vorzeichnen. Deshalb Baldemann müssen Sie jetzt endlich das Verhältniß mit der kleinen Schubert abbrechen.«

»Nun und nimmermehr.«

»Hören Sie mich an, Freund, Sie werden mir Recht geben. Ich kenne Sie zu gut, ich weiß, daß Sie, ehe Sie [785] Ihr Ziel erreicht haben, nicht von demselben abgehen werden, ich rede Ihnen deshalb auch nicht zu, Ihr Verhältniß mit der Schubertschen Familie abzubrechen, bis Sie den Lohn all' der vielen Anstrengungen und Gefälligkeiten erreicht haben, aber kommen Sie nur möglichst schnell zu Ende.«

»Aber wie um des Himmels Willen soll ich damit zu Ende kommen? Ich habe Ihnen bereits gesagt, Walter, wie ich mit jener Familie stehe.«

»Ich weiß es, ich weiß es; aber Sie haben mir früher eine andere Beschreibung von derselben gegeben. Sie haben mir gesagt, daß die Mutter eine kalte, herzlose Frau ist, Sie haben mir gesagt, daß bei

derselben das Geld Alles vermöge. Nun, Sie sind jetzt dazu gelangt, daß die Doktorin Schubert lediglich und allein von Ihnen abhängt, benutzen Sie diese Abhängigkeit, zwingen Sie die Frau, Ihnen zum Willen zu sein.«

Baldemann blickte tief nachdenkend zu Boden, und der Polizeipräsident fuhr fort:

»Sie sehen, Baldemann, daß ich Ihr wahrer Freund bin, nehmen Sie daher meinen Rath an, gehen Sie offen zu der Doktorin Schubert, sagen Sie, daß Sie ihre Tochter lieben, daß Sie nicht eher ruhen würden, bis dieselbe in Ihren Armen läge, und daß Sie nur unter dieser Bedingung die Geldunterstützungen, die sie bisher von Ihnen genossen habe, auch fernerhin geben würden. Nach der Schilderung, welche Sie mir von der Doktorin Schubert gemacht haben, wird dieselbe, wenn auch nach einigem Widerstreben, einwilligen. Dann sind Sie ans Ziel gelangt und Sie können dann diese Verbindung, welche Sie [786] von einem höhern, glänzenderen Ehrgeize abhält, nach Belieben abbrechen.«

»Sie haben Recht, Freund«, sagte Baldemann, indem er dem Polizeipräsidenten die Hand reichte. »Sie haben Recht, und ich werde nach Ihrem Rathschlage handeln. Freilich werde ich einige kleine politischen Aenderungen vornehmen, aber das ist gleichgültig, binnen heute und vier Wochen wird Röschen Schubert die Meinige sein, und dann mögen Sie vollkommen über mich verfügen.«

[787]

ACHTZEHNTES CAPITEL.

DER ENTLARVTE FREUND.

SCHON AM Tage nach der Unterredung, welche der Regierungsrath Baldemann mit dem Polizeipräsidenten gehabt, und in welcher er so treffliche Rathschläge vom Freunde erhalten hatte, fand sich der Regierungsrath wieder zur gewöhnlichen Abendstunde in der Wohnung der Frau Doktorin Schubert ein. Er wurde mit der Liebe und Freundlichkeit empfangen, die er im Schubertschen Hause seit der Abreise des Ausgewiesenen zu finden gewöhnt war. Röschen war ein wenig spatzieren gegangen und so fand Baldemann denn die Doktorin Schubert allein.

Er setzte sich neben derselben ans Sopha mit dem festen Entschlusse, endlich mit der Sprache herauszurücken, aber immer und immer wieder erschien es dem sonst so muthigen und hoffärtigen Manne unmöglich, das seltsame Band zu zerreißen, welches ihn bisher an die Familie Schubert gekettet hatte, und die nichtswürdigen Absichten bloß zu legen, um deren willen allein er Mutter und Tochter mit Wohlthaten überhäuft hatte.

[788] Oft wollte der Regierungsrath das Gespräch beginnen, dann that aber Frau Schubert irgend eine unbedeutende Frage, und wieder schien Baldemann jede Möglichkeit abgeschnitten, mit seinen Plänen herauszutreten. Endlich aber faßte er sich Muth, er rückte näher ans Sopha und sagte mit der zärtlichsten, freundlichsten Stimme, indem er die Hand der Doktorin Schubert ergriff:

»Frau Schubert, wir sind jetzt Monate lang fast täglich zusammengewesen, in Ihrem Hause habe ich die glücklichsten

Stunden meines Lebens verbracht und dennoch drückt mich eine Bitte schon seit längerer Zeit, eine dringende Bitte, die ich kaum wage, Ihnen vorzubringen, die ich Ihnen aber dennoch vorbringen muß, da das Glück oder Unglück meines Lebens von der Gewährung derselben abhängt.«

»Eine Bitte, Herr Regierungsrath?« fragte Frau Schubert verwundert.

»Ja, eine dringende, innige Bitte.«

»Dann ist sie gewährt. Einem Freunde wie Ihnen, wüßte ich Nichts abzuschlagen.

»Ich hoffe es, verehrte Frau; aber ich gestehe Ihnen offen, mein Wunsch, mein Verlangen ist so seltsamer Art, daß ich es einer Frau, welche weniger Verstand, eine weniger großartige und freisinnige Denkungsart hat, als Sie, nicht vorzubringen wagen würde.«

»Das ist ja eine merkwürdige Vorrede. —«

»Hören Sie mich an, Frau Doktorin, aber ich bitte Sie, zürnen Sie mir nicht, wenn im ersten Augenblicke Ihnen meine Bitte unrecht, ja sündlich erscheinen sollte.«

[789] »Eine sündliche Bitte? — Ich verstehe Sie kaum, Herr Regierungsrath.«

Der Regierungsrath rückte dem Sopha näher, zärtlicher drückte er die Hand der Frau und sagte mit leiser Stimme, indem er die Augen niederschlug, denn er vermochte nicht, den scharfen, brennenden Blick der Doktorin Schubert auszuhalten:

»Verehrte Frau, ich habe es Ihnen oft gesagt, wie innig, wie unaussprechlich ich Ihre Tochter Röschen liebe. Sie kennen meine Gefühle für das reizende Mädchen, Sie wissen, daß nur in der Vereinigung, in der Verbindung mit ihr mein Lebensglück besteht, und Sie werden während der Monate, in denen wir näher vereint waren, gesehen haben, daß auch die Abneigung Röschens gegen mich sich mit jedem Tage vermindert, ja ich glaube kühn sagen zu können, sich ganz gelegt hat.«

»Gewiß, Herr Regierungsrath, Röschen achtet, ich darf es Ihnen wohl sagen, Röschen liebt Sie.«

»Das ist mein Glück, das ist mein Stolz. Ich wußte es wohl, daß Röschen jene unbegründete Abneigung gegen mich verlieren müßte, um so dringender aber muß ich auf dem Wunsche einer Vereinigung mit Ihrer Tochter bestehen, und an Ihnen, verehrte Frau, ist es, mir zu derselben behülflich zu sein.«

»Gewiß, Herr Regierungsrath, das will ich gern sein. Sie wissen, daß ich stets keinen größern Wunsch gehabt habe, als Sie meinen Schwiegersohn zu nennen, aber Sie wissen ebenfalls, daß mein Mann…« »Freilich, der Doktor Schubert ist mein Feind, mir [790] schreibt er all sein Unglück zu, welches er doch lediglich sich selbst zuzuschreiben hat.«

»Ich weiß das, Herr Regierungsrath; aber Sie müssen bedenken, daß Schubert immerhin der Vater meines Kindes ist, daß ihm nach den Gesetzen die Zustimmung, die Einwilligung zu der Verbindung mit Ihnen gebührt, und ehe daher Schubert sich nicht erklärt hat, kann ich Ihnen natürlich auch Nichts versprechen.«

»Und doch können Sie das, verehrte Frau, denn es kommt darauf an, Schubert zu seiner Einwilligung zu bewegen.«

Die Doktorin Schubert schüttelte mißmüthig den Kopf.

»Sie kennen meinen Mann nicht. Seit jener letzten Unterredung, welche Sie mit ihm hatten, wird er nun und nimmermehr, was Sie auch vorbringen mögen, selbst wenn Röschen ihn flehentlich darum bäte, seine Einwilligung zur Verbindung mit Ihnen geben.«

»Schubert ist hartnäckig, starrsinnig im höchsten Grade. Wir müssen ihn dazu zwingen.«

»Aber wie ist dies möglich?«

»Wollen Sie mir versprechen, verehrte Frau, daß Sie eine Bitte, welche ich Ihnen thun werde, erfüllen wollen? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß sie allein uns zum Ziele führen wird, daß wir durch dieselbe den Doktor Schubert zu jeder Nachgiebigkeit zwingen können.«

»Sprechen Sie,« erwiderte die Doktorin Schubert im höchsten Grade erstaunt, und immer forschender schauten ihre großen, schwarzen Augen auf das Gesicht des Regierungsraths, als wollte sie

jeden Zug dieses schönen, glatten Antlitzes ergründen.

[791] Es war dem Regierungsrath vollkommen unmöglich, diesen brennenden Blick auszuhalten und mit zu Boden geschlagenen Augen fuhr er fort:

»Ich sehe nur ein Mittel, verehrte Frau, meine und Ihre Wünsche zu erfüllen, Schubert zu zwingen. Freilich, ich gestehe Ihnen, es ist ein ungewöhnliches Mittel und nur im äußersten Falle dürfen wir von demselben Gebrauch machen; aber dieser äußerste Fall ist eingetreten.«

»Ohne Vorrede, Herr Regierungsrath, ich bitte, sprechen Sie, denn ich gestehe Ihnen, ich weiß nicht, was ich denken soll.«

»Nun denn«, fuhr der Regierungsrath, immer verlegener werdend fort; »es kömmt darauf an, zu bewirken, daß der Doktor Schubert selbst diese Verbindung zwischen seiner Tochter und mir wünscht.«

»Aber Sie kennen ja Schubert, Sie wissen daß das nie der Fall sein wird.«

»O ja, verehrte Frau, es giebt Fälle, Möglichkeiten, in denen selbst Schubert eine Verbindung seiner Tochter mit mir für nothwendig halten wird, denken Sie nur nach und erlassen Sie mir, näher einzugehen auf diesen zarten Gegenstand.«

Ein furchtbarer Ernst, eine tiefe Leichenblässe hatte das Gesicht der Doktorin Schubert überflogen, ihr Auge schien dunkler, schwärzer denn jemals früher, ihr Blick wurde drohender. Sie richtete sich nicht ohne Anstrengung halb auf dem Sopha in die Höhe und sagte mit scharfer, schneidender Stimme:

So — so — Herr Regierungsrath! — Das also meinen Sie?! Das also wollen Sie? — Sie schämen sich, [792] den nichtswürdigen Ausdruck zu gebrauchen, aber ich sage Ihnen offen, Sie wollen mein armes Kind verführen, und Sie wollen den Vater zwingen, daß er die Verführte dem Verführer in die Arme werfe. — Ist es nicht so, Herr Regierungsrath? Bitte, sprechen Sie, Sie edler, Sie großherziger Mann!«

Eine dunkle Röthe hatte das sonst so bleiche Gesicht des

Regierungsraths überflogen und er vermochte in der Verlegenheit kaum einige Worte zu stammeln; endlich sagte er leise:

»Sie sehen die Sache zu streng an, Frau Doktorin; Sie wissen ja, daß ich die redlichsten Absichten habe, und daß es nur gilt, einen eigensinnigen Vater zu einer Verbindung mit seiner Tochter, die ich liebe, die mich liebt, zu zwingen. Bedenken Sie, Frau Doktorin Schubert, daß nur auf solche Weise die Verbindung möglich ist, bedenken Sie meine redlichen Absichten für Ihr und Ihrer Tochter Wohl und Sie werden mir nicht zürnen.«

»Kein Wort mehr, Herr Regierungsrath!« — sagte die Doktorin Schubert, »kein Wort mehr, ich mag Nichts weiter hören. Ihre Bitte ist eine Entehrung, nicht für mich und meine Tochter, denn ich arme, hülflose, kranke Frau bin ohne männlichen Schutz, aber sie ist eine Entehrung für Sie, und wahrlich, Sie haben mir tief wehe gethan, daß Sie vermochten, einen solchen Antrag mir zu stellen.«

»Aber verehrte Frau!…«

»Verlassen Sie mich, Herr Regierungsrath, ich bitte Sie, verlassen Sie mich augenblicklich! Sprechen Sie Nichts mehr, ich möchte die Geduld verlieren und meine Worte [793] härter einem Manne gegenüber stellen, der mir bisher ein lieberer Freund gewesen ist, als ich selbst es wünschte.«

»Aber verehrte Frau!…«

»Nichts mehr, Herr Regierungsrath, Nichts mehr. Ich bitte Sie dringend, verlassen Sie mich.«

Der Regierungsrath war in höchster Verlegenheit, er wußte nicht, was er thun sollte. Sollte er alle seine frühern Pläne, alle seine Absichten aufgeben? Sollte er die Doktorin Schubert verlassen? Das konnte, das wollte er nicht.

Baldemann war einer der Menschen, die jeden Entschluß, den sie sich einmal vorgesetzt haben, mit der vollendetsten Konsequenz, mit der großartigsten Energie zur Ausführung bringen. Er hatte sich vorgenommen, Röschen Schubert sollte die Seinige werden, und dieser Entschluß mußte durchgeführt werden, welche Mittel auch dazu nöthig waren, das war gleichgültig. Röschen Schubert mußte

die Seinige werden.

Aber schnell schoß ihm ein anderer teuflische Gedanke durch den Kopf. In der Stimmung, in welcher sich die Doktorin Schubert jetzt befand, ließ sich Nichts weiter thun. Hätte Baldemann in diesem Augenblick damit gedroht, daß er ihr seine Unterstützung entziehen wolle, dann würde diese Drohung Nichts gefruchtet haben, das wußte der Regierungsrath sehr gut, er kannte seine Freundin, er wußte, daß dieselbe unter keiner Bedingung im gegenwärtigen Augenblicke nachgeben würde. Der Regierungsrath entschloß sich deshalb, für den Augenblick selbst nachzugeben, aber freilich auch nur für den Augenblick.

Er verließ die Doktorin Schubert, aber seinen Plan [794] gab er nicht auf, im Gegentheil, er faßte diesen mit um so größerer Schärfe, und sein Entschluß, Röschen Schubert zu verführen, war unerschütterlicher, als jemals.

So stand er denn auf und ergriff noch einmal die Hand der Doktorin Schubert.

»Verzeihen Sie mir, verehrte Frau«, sagte er, »ich bitte Sie dringend, verzeihen Sie mir.«

»Gehen Sie, Herr Regierungsrath, gehen Sie!« rief Frau Schubert ungeduldig.

»Ich folge Ihrem Wunsche, ich verlasse Sie, Frau Doktorin, aber wahrlich, ich verlasse Sie mit Schmerz, da ich sehe, daß Sie meine Liebe zu Ihrer Tochter nicht zu würdigen wissen, daß ein Wort mir die Freundschaft, die ich dauernder glaubte, entziehen konnte. Ich verlasse Sie, Frau Doktorin, ich sage Ihnen Lebewohl, aber ich hoffe, daß Sie binnen kurzer Zeit einsehen werden, wie nur ich Ihr einziger, wahrer, treuer Freund bin.«

»Kein Wort mehr, Herr Regierungsrath! — Wie oft habe ich Sie schon gebeten, mich zu verlassen. Wollen Sie mich arme, kranke Frau denn vor Aerger tödten? Gehen Sie, Herr, — gehen Sie, ich schäme mich Ihrer Gegenwart!!«

»So leben Sie denn wohl, Frau Doktorin, in kurzer Zeit sehen wir uns wieder und ich hoffe, Sie werden dann günstiger über mich

urtheilen.«

»Niemals, Herr, niemals werde ich den infamen Antrag vergessen, den Sie mir gemacht haben! —«

Der Regierungsrath wollte sich eben voll Wuth und Ingrimm entfernen, da öffnete sich die Thür und Röschen kam von ihrem Spatziergange heim, und so lieblich, so [795] niedlich, wie selten. Die von der frischen Luft gerötheten Wangen des jungen Mädchens glichen zwei prächtig erblühten Rosen, und ihre Augen strahlten heiter, als sie ins Zimmer trat, und als sie freundlich auf den Regierungsrath zugehend und ihm die Hand reichend, ihm einen guten Abend sagte. Baldemann, durch Röschens Liebreiz aufs Neue gewonnen, faßte nur um so unerschütterlicher den Entschluß, auf seinem nichtswürdigen Plan zu bestehen.

»Geh' auf Dein Zimmer!« rief die Mutter der ankommenden Tochter entgegen.

Der Befehl war in so hartem strengem Tone gegeben, daß Röschen erstaunt aufblickte und nicht wußte, was sie denken sollte.

»Aber weshalb, Mutter?« — fragte sie staunend. »Ist Dir nicht recht wohl?«

»Geh auf Dein Zimmer!« fuhr die Mutter fort, »bis der Herr Regierungsrath die Gnade haben wird, meiner so oft gegen ihn geäußerten Bitte, uns zu verlassen, zu folgen. Und in Gegenwart dieses Herrn sage ich Dir, Röschen, Du sollst und darfst mit ihm nun und nimmermehr wieder ein freundliches Wort sprechen, denn er verdient das nicht aus Deinem reinen Munde!«

Eine dunkle Röthe des Zornes färbte die sonst so bleichen Wangen des Regierungsraths, er warf einen tückischen Blick auf die Doktorin Schubert, dann verbeugte er sich Abschied nehmend, und entfernte sich; aber indem er in der Thür stand, wendete er noch einmal sich um und sagte:

»Frau Doktorin! Ich werde in einiger Zeit wieder zu Ihnen kommen. Ich hoffe, daß Sie sich dann eines Bessern besonnen haben. Für jetzt leben Sie wohl.«

NEUNZEHNTES CAPITEL.

DIE NOTH.

DIE DOKTORIN Schubert blieb in einer tiefen Aufregung über den schamlosen Vorschlag des Regierungsraths zurück. Das hatte sie nicht erwartet; ihr war dieser Mann ein so lieber werther Freund geworden, sie hatte ihn für den edelsten Menschen gehalten, und um so größer war ihre Entrüstung, als sie plötzlich in den tiefen Seelenabgrund jenes höflichen schmeichlerischen Mannes schaute, als sie die Schlechtigkeit ihres Scheinfreundes erkannte, und als es ihr nun klar vor die Seele trat, wie der Regierungsrath alle seine Wohlthaten für sie nur zu dem einem Zwecke gespendet habe.

Es war ein tief beschämendes Gefühl für die kalte, stolze Frau, als sie jetzt erkennen mußte, wie recht Schubert gehabt hatte, wenn er den Regierungsrath einen falschen Heuchler, einen Feind nannte; jetzt sah auch sie ein, wie systematisch der Regierungsrath alle seine Verführungskünste betrieben habe, ihr scharfer Verstand sagte der Dotorin Schubert den ganzen innern Zusammenhang des teuf[797]lischen Gewebes, welches um sie gesponnen worden war, sie erkannte den Grund der Ausweisung ihres Mannes und der gegen Markmann geschmiedeten Polizeimaßregeln. Jetzt wußte sie, wer der Urheber alles dieses Unglücks sei, ein Wort des Regierungsraths hatte wie ein Blitz das Dunkel der Nacht durchschnitten und alle Zweifel ihr benommen.

Frau Schubert war eine kalte, stolze Frau, aber gerade weil sie dies war, deshalb war ihr der Vorschlag des Regierungsraths wahrhaft entsetzlich, deshalb fühlte sie von jenem Augenblicke, wo Baldemann das erste Wort gesprochen hatte, welches ihr seine Seele

entschleierte, die tiefste Verachtung gegen diesen Mann, und sie war entschlossen nun und nimmermehr Wohlthaten von ihm anzunehmen, sie war entschlossen, lieber die äußerste Noth zu ertragen, als sich ferner mit ihm in irgend welche Verbindung einzulassen.

Die arme Frau! Sie hatte nie gefühlt, wie der Hunger thut, sie hatte das Elend, die Noth nicht kennen gelernt, sie wußte nicht, wie selbst der stolzeste Charakter niedergedrückt wird durch Armuth und Hunger, wie jedes Gefühl der Rechtschaffenheit der Qual des nagenden Hungers weichen muß.

Wie unendlich viele der Großen und Vornehmen, welche nie die Noth gekannt haben, und welche deshalb den Unglücklichen, der um dem Hunger zu entgehen, zum Verbrecher wird, aus tiefster Seele verachten, sind selbst nur deshalb redlich, weil sie nie die Versuchung gehabt haben, unredlich zu sein!

So dachte auch die Doktorin Schubert, aber sie sollte [798] einsehen lernen, daß Noth und Hunger die Lehrer jedes Lasters sind.

Röschen war über die vollkommen ungewöhnliche Behandlung, welche der Regierungsrath Baldemann von ihrer Mutter zu erleiden gehabt hatte, im höchsten Grade erstaunt, sie konnte die plötzliche Wuth der Mutter nicht begreifen, sie verstand nicht, wie die Freundschaft des Regierungsraths Baldemann in einem Augenblick sich in Feindschaft umgewandelt haben könne, ihr reines Herz ahnte nicht, welchen Abgrund bodenloser Niederträchtigkeit dieser scheinbar so liebevolle Freund in sich verbergen konnte.

Als ihr aber die Mutter, wenn auch mit schonenden Worten, den Antrag des Regierungsraths vertraute, da schauderte sie zurück vor diesem Menschen, der ihr schon wahrhaft lieb und werth gewesen war, da ergriff sie ein tiefes Entsetzen, und mit Thränen der Mutter dankend, fiel sie derselben um den Hals.

Der folgende Morgen kam. Das Dienstmädchen wurde auf den Markt geschickt, aber nicht, wie sonst, kam sie mit köstlichen Speisen beladen zurück, sondern nur mit einem höchst frugalen

Mittagbrote.

Da zeigte es sich zuerst, daß der Regierungsrath Baldemann fehlte, in dessen Hause täglich das Mädchen gegen eine tüchtige Belohnung unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die Mittel zur Anschaffung selbst der kostbarsten Speisen empfangen hatte. Es war der Doktorin Schubert, als wachte sie jetzt erst aus einem langen, schönen Traum auf, jetzt erst nahm sie wahr, welche Veränderung in ihrer ganzen Lebenslage der Streit mit dem Regierungsrath Baldemann zur Folge habe. Sie schaute in die Zukunft und sie [799] glaubte das Aergste vorauszusehen, denn sie kannte die Noth und Armuth noch nicht, und so entschloß sie sich, Alles zu ertragen, sich aufs Aeußerste einzuschränken.

Dem Dienstmädchen wurde gekündigt, Röschen sollte suchen, Arbeit zu erhalten, alle Schmucksachen, alle Kleider und werthvollen, eleganten Möbeln sollten verkauft werden, nur so viel wollte Frau Schubert behalten, als zum Gebrauch unumgänglich nothwendig wäre.

Frau Schubert ging augenblicklich an die Ausführung ihrer Pläne. Röschen mußte in der ganzen Stadt bei allen Trödlern umherlaufen und sämmtliche überflüssige Sachen verkaufen, freilich für einen wahren Spottpreis. Kaum den fünften oder sechsten Theil des Werthes hatte die Doktorin Schubert für ihre schönen Sachen erhalten können, da die Käufer meistens wußten, daß die Noth die arme Frau zum Verkaufe zwinge.

Immerhin war doch ein kleines Sümmchen zusammengekommen, mit welchem Frau Schubert glaubte, einige Zeit lang leben zu können.

Da erschien plötzlich der Holzfuhrmann im Schubertschen Hause und forderte mit Ungestüm von der kranken Frau die Zahlung für das bereits seit ein paar Monaten gelieferte Holz. Vergeblich bat Frau Schubert um Aufschub, vergeblich stellte sie dem Manne ihre trübselige Lage vor, dieser war unerbittlich.

»Ich habe Monate lang geduldig gewartet, jetzt habe ich nicht länger Lust dazu. Wenn Sie mir nicht bezahlen, werde ich Sie

verklagen.«

Da half denn freilich kein Sträuben, Frau Schubert mußte bezahlen und ihr kleiner Geldvorrath war bedeutend [800] mehr als über die Hälfte durch die Forderung des Mannes eingeschmolzen. Auch manche Kaufleute, welche auf das Bereitwilligste kreditirt hatten, kamen herbei und machten ihre Forderungen geltend. Alle Bitten, welche Frau Schubert anwendete, waren vergeblich, und das Geld, welches aus dem Verkauf der Möbel und Sachen herausgekommen war, war schon nach kaum acht Tagen verschwunden, fast schien es, als habe ein tückischer Kobold Jedem, der von der Frau Schubert noch Etwas zu fordern habe, die Noth der armen Frau verrathen, als haben die Gläubiger sich verbündet, jenen Augenblick der schwersten Noth zu benutzen, um mit ihren Forderungen die unglückliche Frau zu drücken.

So sah sich denn abermals die Doktorin Schubert ohne Geldmittel und mit Verzweiflung schaute sie in die Zukunft. Viel schlimmer, viel trauriger war ihre Lage, als damals, wo Schubert ausgewiesen, Warburg verlassen hatte. Noch einige Kleinigkeiten, einige Wäsche, einige Möbel waren vorhanden, aber die werthvollsten Stücke hatte die Doktorin bereits verkauft, und so sah sie denn kaum noch für einige Tage ihr Leben gefristet.

Was war da zu thun, wie sollte sie sich, wie ihre Kinder erhalten? Ihre Lage war wirklich furchtbar. Röschen erbot sich augenblicklich, durch Handarbeiten so viel zu verdienen, als irgend möglich wäre, Tag und Nacht wollte sie gern arbeiten, um der kranken Mutter beizustehen. Aber woher Arbeit bekommen?

Vergeblich wendete sich Röschen an verschiedene Kaufleute, welche mit weiblichen Handarbeiten handelten. Einige dieser Kaufleute, welche der reaktionären Partei angehörten, [801] sahen in Röschen nur die Tochter des ausgewiesenen Doktor Schubert; andere, der demokratischen Partei Angehörige, sahen in ihr die Maitresse des Führers der Reaktion, des Regierungsraths Baldemann, und beide Parteien versagten der Unglücklichen ihre Hülfe.

So ging Tag für Tag vorüber, und schon begann die Noth sich im Schubertschen Hause zu zeigen, schon an einem Tage war nicht das Geld da gewesen, ein Mittagsbrot zu kaufen, und mit einem Stückchen trocken Brote und Salz hatten die Armen sich behelfen müssen.

Da dachte nach langer Zeit die Doktorin wieder an Werthmann, den Freund ihres Gatten, und Röschen erhielt den Auftrag, zu diesem ehrenwerthen Bürger zu gehen, um ihn zu bitten, nicht um eine Unterstützung, sondern um Arbeit, um seine Verwendung hierfür.

Röschen folgte dem Befehle der Mutter, sie traf Werthmann zu Hause, aber sie wurde von diesem auf eine äußerst kalte, frostige Weise empfangen.

»Was steht zu ihren Diensten, Fräulein Schubert?« fragte er, als Röschen mit zu Boden gesenktem Blicke zu ihm ins Zimmer trat. Kaum vermochte Röschen, eingeschüchtert durch den harten, unfreundlichen Empfang, ihre Bitte hervorzustottern, da unterbrach sie Werthmann schon schneidend und bitter:

»Ich glaube wohl, mein Fräulein«, sagte er, »daß Sie sich in arger Noth befinden mögen, aber diese ist Ihr eigenes Werk, und Ihnen muß ich es überlassen, sich selbst zu helfen. Als Ihr ehrenwerther, edler Vater ausgewiesen wurde, da waren meine Freunde mit mir gern bereit, Sie zu unterstützen. Sie haben kalt und stolz diese Unterstüt[802]zung von sich gewiesen, Sie haben mehr gethan, Ihre Mutter ist zur Verrätherin an der guten Sache geworden, Sie haben Unterstützungen von der Reaktion angenommen, und — ich will nicht beleidigen, Fräulein — aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß man in der Stadt sagt, daß Sie vielleicht diese Unterstützung des Regierungsraths Baldemanns mit schweren Opfern erkauft haben. Jetzt werden Sie von diesem Manne verlassen, — das ist nicht mehr, als sich gebührt, denn wer mit solchen Leuten umgeht, muß auch seinen Lohn dafür haben. Die Volkspartei hat weder Arbeit noch Unterstützung für Sie, wenden Sie sich an die Freunde des Herrn Baldemann, wenden Sie sich an

Diejenigen, von denen Sie bisher unterstützt worden sind, wir können Nichts für Sie thun.«

Röschen war tief beschämt, tief erschreckt über die harten Worte Werthmanns, die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen, und einen Augenblick war Werthmann gerührt von dem Anblick des weinenden Mädchens, aber sogleich schwand diese Rührung, als er an alle jene nur zu wahrscheinlichen Gerüchte dachte, welche über die Doktorin Schubert und selbst über das 17jährige Röschen in der Stadt umgingen. Mit einer kalten Verbeugung verabschiedete er das junge Mädchen, und dieses kehrte ohne Arbeit, ohne die Möglichkeit, ihr Leben auch nur für die nächsten Tage sichern zu können, zur Mutter zurück.

Eine trübe Woche verging für die unglückliche Familie, ein Kleidungsstück nach dem andern wurde verkauft, und doch reichte der Erlös nicht hin, um auch nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu beschaffen.

Die Krankheit der Doktorin nahm mit jedem Tage [803] mehr zu, und wie die Noth größer, drückender wurde, so wurde auch Frau Schubert kränker, mißlauniger, eigensüchtiger. Schon stieg in ihr, wenn sie in heftigen Fieberschauern da lag, und wenn sie sich nicht im Stande fühlte, sich irgendwie Linderung ihrer Pein zu verschaffen, der Wunsch auf, hättest du doch damals anders gehandelt, hättest du doch damals dem Regierungsrath Baldemann eine andere Antwort gegeben. Da erinnerte sie sich des Luxus, der in ihrem Hause geherrscht hatte, als noch der Regierungsrath Baldemann ihr Freund gewesen war; da erinnerte sie sich, wie er immer ihre kleinsten Bedürfnisse errathen, wie er Alles gethan hatte, was irgend in seinen Kräften stand, um jede Noth von ihr abzuhalten.

Durch alle diese Erinnerungen mußte sich ihr trauriger Zustand verschlimmern. Wie oft verging die Mittagszeit, und Nichts war da, als ein Stück trocknes Brod, ein schweres und ungesundes Essen für die kranke Frau, welche nach dem Genusse desselben sich immer unwohler, immer fieberhafter befand.

Frau Schuberts Verwerfung der Vorschläge des Regierungsraths Baldemann war nur entstanden aus ihrer Eigensucht, ihrem Stolze, und dieser selbe Stolz fühlte sich jetzt niedergedrückt durch die jämmerliche Armuth, dieselbe Eigensucht fühlte sich tief verletzt durch die Noth und das Darben.

Mit jedem Tage schwanden die Gewissensskrupel der Frau Schubert mehr, mit jedem Tage sehnte sie sich mehr danach, daß der Regierungsrath Baldemann wieder ihr Haus besuchen möge, und wenn sie dann daran dachte, daß er [804] ihr vielleicht noch einmal denselben Vorschlag machen werde, da war sie entschlossen nachzugeben.

So waren drei Wochen seit dem letzten Besuche des Regierungsrathes vergangen, die furchtbarste, bitterste Noth herrschte im Schubertschen Hause. Röschens blühende Wangen waren von einer Leichenblässe überzogen, Frau Schubert selbst war mit jedem Tage kränker und kränker geworden; fast sah man kein Möbel außer dem armseligen Sopha, einem Tische und einigen Stühlen in dem Wohnzimmer der Familie, Alles war verkauft, um nur trocknes Brod zum Lebensunterhalt zu bekommen.

Da klingelte es eines Tages zu derselben Zeit, in welcher sonst der Regierungsrath Baldemann stets zu kommen pflegte, an der Hausthür, und jubelnd führte der kleine Carl den lang ersehnten Gast, den Regierungsrath ins Zimmer.

Baldemann that, als ob Nichts vorgefallen wäre. Wieder zog er, wie früher in schönen Tagen, einen Stuhl ans Sopha der Kranken, welche Röschen und dem Knaben durch einen Blick andeutete, daß sie sich entfernen möchten. Wieder küßte er die Hand der Frau und erkundigte sich auf's theilnahmvollste nach ihrem Befinden.

»Ich bin lange nicht bei Ihnen gewesen«, sagte er mit einem halb spöttischen Lächeln, »und ich finde hier Vieles seit meinem letzten Besuche verändert. Sie haben meine treue Freundschaft von sich gestoßen, jetzt aber erlaubt es mir mein Herz nicht, länger von Ihnen fortzubleiben, und ich hoffe, daß die Zeit, die Alles mildert, auch Ihren Sinn gemildert haben wird. Ich hoffe, Frau Doktorin,

daß Sie mich freundlicher empfangen werden, als Sie mich damals von sich geschickt haben.«

[805] Die Doktorin Schubert richtete einen scharfen, strengen Blick auf den Regierungsrath und fast schien es, als male ein bitter Haß sich in den schwarzen Augen der Frau, die noch tiefer in den dunklen Augenhöhlen lagen, welche noch grauenhafter blickten, als früher. Aber sie bezwang sich, denn sie hungerte.

»Ich habe vergeben, Herr Regierungsrath«, sagte sie mit schwacher, ja sanfter Stimme, »und Sie sind mir, wie früher, ein willkommner Gast.« »Ich danke Ihnen, Frau Doktorin, ich danke Ihnen«, sagte der Regierungsrath freundlich, »und ich hoffe, wir werden uns jetzt verständigen. Erinnern Sie sich noch des Gesprächs bei unserer Zusammenkunft?«

»Ja wohl erinnere ich mich dessen«, erwiderte Frau Schubert mit vor Aufregung zitternder Stimme, denn jetzt, wo sie sich entscheiden sollte, fiel es ihr schwer, ihre Tochter zu opfern, aber sie war entschlossen, denn sie hungerte.

Mit süßer Freundlichkeit fuhr der Regierungsrath fort: »Nun verehrte Frau, darf ich Sie fragen, ob Sie sich in der Zeit, in der wir uns nicht gesehen haben, anders besonnen haben, darf ich Sie fragen, ob Sie mit Ihrer Freundschaft mir jetzt beistehen wollen.«

»Ich will es — — war die dumpf hervorgestoßene Antwort der Frau.

Entzückt küßte der Regierungsrath der Frau die Hand, er eilte hinaus und nach schon kaum einer Viertelstunde erschien sein Diener mit einem Korbe voll Eßwaaren, kostbaren Speisen, und auch zwei Flaschen Champagner waren dabei. Röschen und der kleine Carl wurden gerufen, und so groß war die Noth, der Hunger jener unglücklichen Leute, [806] daß Röschen sowohl, als der Knabe, daß selbst die kranke Mutter mit gierigen Blicken auf die Speisen schauten, und sie im Geiste eher verschlangen, als die Mahlzeit beginnen konnte.

Der Regierungsrath Baldemann war der liebenswürdigste Mensch, er war so freundlich, wie nie zuvor. Der Champagner

wurde entkorkt, der Pfropfen flog an die Decke; er schenkte ein, und klirrend stießen die Gläser an einander auf fernere Freundschaft.

Röschen hatte nur ein Glas getrunken, aber sie schwindelte, es drehte sich die Stube mit ihr im Kreise herum, ihr war so schwer im Kopfe, sie wußte nicht wie, so sonderbar. Freilich hatte der Regierungsrath Baldemann das erste Glas auf einem entfernten Tische eingeschenkt, und Röschen hatte nicht gesehen, ob sie denselben reinen Wein, wie die Uebrigen bekommen hatte.

Die Mahlzeit war zu Ende, Röschen war so schwindlich, sie hätte gar zu gern geschlafen, da neigte sich der Regierungsrath Baldemann leicht zu Frau Schubert, und sagte mit bedeutungsvollem Blicke:

»Ich werde Fräulein Röschen, die unwohl zu sein scheint, nach ihrem Zimmer begleiten, damit ihr kein Unglück geschieht.«

Ein wilder Blick der Doktorin Schubert war die Antwort. Schnell richtete sie sich halb im Sopha auf, aber erschöpft durch Krankheit, Hunger und Mattigkeit sank sie zurück, und sagte mit leiser, dumpfer Stimme:

»Sie sind sehr gütig, Herr Regierungsrath, gehen Sie.«

Da faßte der Regierungsrath Röschen mit seinen star[807]ken Armen, da hob er sie in die Höhe, wie ein kleines leichtes Kind, da trug er sie nach ihrem Zimmer. Armes Röschen!

Eine Weile verging. Frau Schubert lag schwer athmend auf dem Sopha, angstvoll horchte sie nach dem Zimmer, wo Röschen lag, sie fühlte die furchtbare Sünde, die sie an der Tochter begangen hatte, doch — doch, wenn sie noch in diesem Augenblick sie hätte retten können, sie hätte es nicht gethan, die Qual des Hungers war ihr noch mit zu gräßlichen Farben im Gedächtniß.

Da tönte plötzlich ein lauter, greller Schrei, und wieder und wieder. — Dann wurde Alles still; — und wieder ein Schrei, und dann stürmte, langsam verfolgt von dem Regierungsrath, der mit einem matten Lächeln hinter dem jungen Mädchen herging, Röschen ins Zimmer; ihre Haare waren wild aufgelöst, ihre Kleider

in Unordnung; vor der Mutter stürzte sie auf die Kniee und umfaßte den Hals derselben.

»O, Mutter! — Mutter!« rief sie aus. »Was ist geschehen! — Und Du, — Du hast das gelitten?!«

Eine glühende Röthe überflog das Gesicht der Frau Schubert. Jetzt erst, in diesem Augenblicke überwand das Mutterherz den kalten Eigennutz, als sie die Tochter, die entehrte, unglückliche Tochter zu ihren Füßen liegen sah. Heiße Thränen entrollten ihren Augen, Mutterthränen, Thränen, wie sie seit langen, langen Jahren nicht vergossen hatte.

»Mein armes, armes Kind«, sagte sie seufzend; dann aber flog ein wilder Blick auf den Regierungsrath Balde[808]mann, der mit verschränkten Armen träumerisch lächelnd vor ihr stand.

»Fort von uns, Sie Ungeheuer! — Fort von uns, Sie Infamer, Nichtswürdiger!!« rief die Doktorin dem Regierungsrathe zu. »Mögen wir sterben in Armuth, Noth und Kummer, mit Ihnen wenigstens wollen wir Nichts gemein haben!«

Ein kaltes Lächeln überflog die erschlafften Züge des Regierungsrathes, er griff in die Tasche, und indem er eine Hand voll Thaler aus derselben hervorzog und sie auf den Tisch warf, sagte er verächtlich:

»Was wollen Sie noch, Frau Doktorin? Ich habe Sie erkauft und hier ist der Kaufpreis. Ich habe mit Ihnen Nichts ferner zu schaffen.«

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, Frau Schubert in einem furchtbaren Nervenkrampfe zurücklassend. Röschen aber lag weinend, halb besinnungslos zu den Füßen der Mutter. Mehr als eine Stunde verging, ehe Frau Schubert sich zu erholen vermochte; dann ergriff sie die Feder und schrieb den Brief an ihren Gatten, den wir bereits kennen, welcher Schubert von Turin zurückberief.

ZWANZIGSTES CAPITEL.

DIE RÜCKKEHR.

Es war eine traurige Reise. Ueber sechs Monate waren vergangen, seitdem Schubert die Heimath verlassen hatte. Nur sechs Monate, und doch welche Veränderungen hatten diese sechs Monate in dem ganzen Leben dieses Mannes hervorgebracht, wie hatten alle seine Verhältnisse sich umgestaltet, mit welchen Gefühlen ging er jetzt nach Warburg zurück, nach jener Stadt, die er, ausgewiesen von der Polizei, dereinst verlassen hatte. Mit banger Sorge um Weib und Kind war er von Warburg fortgegangen, aber er hatte sie der Obhut eines treuen Freundes anvertraut, und so glaubte er, wenigstens einigermaßen beruhigt sein zu können. Jetzt wußte er den Freund in Gefangenschaft, die Frau sterbend und über das Schicksal der Tochter hatte er gar keine Nachricht.

Schnell flog Schubert der Heimath zu, immer trüber, immer düsterer wurden seine Ahnungen, je näher er dem Städtchen Warburg kam. Endlich war die letzte Station zurückgelegt. Es war spät Abends, als der Eisenbahnzug [810] in Warburg eintraf und als Schubert sich aufmachte, Weib und Kind aufzusuchen.

Schubert eilte schnell durch die Straßen seiner Heimathsstadt und kümmerte sich wenig um den häßlichen Regen, der vom Himmel fiel; sein Herz war ja so voll Sorgen und Kummer, daß es kaum einen Gedanken an die Außenwelt zuließ.

Als er der entfernten Gasse zueilte, in der das kleine Häuschen lag, welches er früher bewohnt hatte, begegnete ihm nicht fern vom Eisenbahnhofe ein Mann gerade in dem Augenblicke, als Schubert an einer Laterne vorüberging und als sein Gesicht vom Lichte

derselben halb erleuchtet wurde. Unwillkührlich blieben Beide stehen, und Schubert erkannte den Regierungsrath Baldemann, wie dieser auch seinen alten Feind augenblicklich wieder erkannte.

»Herr Doktor Schubert wieder in Warburg?« fragte der Regierungsrath spöttisch. »Ich glaubte, Sie wären ausgewiesen.«

Schuberts Herz zog sich krampfhaft zusammen, als er seinen Todtfeind die spöttische Frage an sich richten hörte, aber er hatte sich vorgenommen, ruhig zu bleiben, und so erwiderte er denn nur:

»Ich hörte, daß meine Frau krank sei, sie liegt auf dem Todtenbette, und noch einmal will ich sie sehen.«

»So, so. — Ich glaube, Sie hätten besser gethan, Herr Doktor, wenn Sie nicht nach Warburg gekommen wären. Doch, das ist Ihre Sache. Ich sage Ihnen Lebewohl und bitte Sie, mich der Frau Doktorin und Röschen zu empfehlen.«

Der Regierungsrath Baldemann zog mit spöttischer [811] Höflichkeit den Hut und ging weiter, während Schubert seiner frühern Wohnung zueilte. Wie so weit schien ihm der Weg, wie unendlich lang. Die höhnischen Worte des Regierungsrathes Baldemann ließen ihn das Schlimmste ahnen, das Schlimmste befürchten, und doch wußte er nicht, was er sich eigentlich denken sollte, er hatte keine Ahnung von dem, was geschehen sei, und seine trübsten Erwartungen reichten bei weitem nicht an die ganze Größe seines Unglücks.

Endlich stand er vor dem kleinen Häuschen, welches früher seine Wohnung ausgemacht hatte, aber alle Fenster waren dunkel und vergeblich suchte Schubert in der Wohnstube einen Schimmer von Licht zu entdecken, welcher ihm die Gegenwart seiner Frau und Tochter in derselben verrathen hätte.

Schubert schellte an der Thür, aber Niemand öffnete. Wieder schellte er und lauter, — Alles blieb still und todt im kleinen Hause. Eine ungeheure Angst bemächtigte sich des Unglücklichen. Was war das? was sollte er denken? War Frau Schubert schon todt? War ihr Brief zu spät in Turin angekommen? Hatte Schubert trotz der Eile, mit der er sich auf den Weg gemacht hatte, dennoch den Wunsch

seiner Frau nicht erfüllen können? Aber wenn dies der Fall war, mußte doch Röschen da sein und sein Knabe. Wieder zog er ängstlich die Schelle, daß es weithin durch die ganze Gegend zu hören war.

Da öffnete sich ein Fenster in einem Nachbarhause und eine alte Frau steckte neugierig den Kopf heraus, um sich umzuschauen nach dem Lärmmacher; im Schubertschen Hause aber blieb Alles todt und stille.

Wieder läutete Schubert und lauter und lauter. Das [812] erschien der alten Frau denn doch gar zu sonderbar und so übertönte sie denn das Klingeln der Glocke, indem sie vom Fenster herunter mit schallender Stimme rief:

»Aber lieber Mann, was klingeln Sie denn gar so heftig? Da können Sie lange klingeln, ehe Jemand kommt; das Haus ist ja unbewohnt.«

Tief erschreckt wendete sich Schubert zu der Frau.

»Das Haus ist unbewohnt?« fragte er. »Wohnt hier nicht Frau Doktorin Schubert mit ihren Kindern?«

»Die hat hier gewohnt, aber es ist wohl schon länger als vier Wochen her, daß sie ausziehen mußte.«

»Ausziehen mußte?«

»Nun ja, das Elend wurde zu groß. Miethe konnte sie natürlich nicht bezahlen, und da hat sie denn der Wirth aus dem Hause geworfen.«

Ein tiefes Entsetzen ergriff den unglücklichen Mann, als er diese neue Trauernachricht hörte.

»Aber wo wohnt Frau Doktorin Schubert jetzt?« fragte er mit leiser Stimme, nur mit Mühe sich zu der ruhigen Frage zwingend.

»Ei, wer kümmert sich um solches Volk! Ich weiß es nicht.«

Mit diesen Worten warf die Frau das Fenster zu und ließ den unglücklichen Mann allein auf der Straße stehen. Schubert war fast betäubt von dem Eindrucke, welchen die Stimme der alten Frau, die er wohl erkannte, und die ihm früher eine freundliche Nachbarin gewesen war, auf ihn gemacht hatte. »Wer kümmert sich um

solches Volk,« hatte diese Frau gesagt, und er kannte sie, es war eine ehrliche, alte gute Frau, die sicherlich nicht deshalb, weil Frau Schubert [813] ins Unglück gerathen war, so wegwerfend von ihr gesprochen hätte.

Aber was sollte er denken? Was war geschehen, daß seine Frau sich die Verachtung ihrer Nachbarn zugezogen hatte?

Ein furchtbarer Gedanken stieg in Schubert auf und fieberhaft brannte sein Kopf nur bei der Idee an die Möglichkeit, daß vielleicht Röschen, seine Tochter, sein Liebling, durch die Noth getrieben, sich entehrt habe.

Das war eine grauenhafte, furchtbare Idee! Er konnte sie nicht fassen und dennoch — dennoch machte sie sich wieder und immer wieder mit gewaltigerer Kraft in ihm geltend!

Er mußte Gewißheit haben, er mußte wissen, was geschehen sei.

Da kam ein einsamer Wanderer die Straße herab, Schubert erkannte in ihm einen ehrsamen Bürger Warburgs, einen Mann, der früher einer seiner Freunde und Anhänger gewesen war, der es stets redlich mit ihm gemeint hatte, er trat daher dem Nahenden langsam entgegen, er legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte leise:

»Kennen Sie mich noch, Herr Freuder?«

Freuder blickte erstaunt auf und sah dem fragenden Schubert ins Gesicht.

»Sind Sie es, oder sind Sie es nicht? Fast darf ich es nicht glauben. Sind Sie es wirklich, Herr Doktor Schubert?«

Freilich bin ich es, mein Freund, und ich komme nach der Heimath zurück, um Weib und Kind wiederzusehen, um sie mit mir in die Ferne zu nehmen, und sehen Sie, hier [814] stehe ich vor dem leeren Hause und kann nicht erfahren, wo meine Frau hingekommen.«

Die ehrlichen Züge des guten Bürgers verdüsterten sich, er wollte antworten, aber die Sprache stockte ihm, als seine Augen den ängstlich forschenden des Doktor Schubert begegneten.

»Sie antworten nicht?« fragte Schubert? »Wissen auch Sie nicht,

was aus meiner Frau geworden ist? Ich muß bestimmt wissen, wie es ihr geht.«

»Freilich weiß ich's, Herr Doktor, aber wahrlich, ich wünschte nicht, Ihnen die schlimme Nachricht mittheilen zu müssen.«

»Sprechen Sie, Mann! — Sprechen Sie! Ich bin stark, gefaßt, vorbereitet auf Alles. Ist meine Frau todt? —«

»Nein, Herr Doktor, sie lebt.«

»Und also ist es wahr, daß sie aus dem Hause geworfen ist vom Wirthe? —«

»Das ist leider richtig.«

»Aber wie ist das möglich? — Mein Wirth war doch immer ein liberal denkender Mann und er gehörte zu den entschiedensten Anhängern der Demokratie. Wie konnte dieser Mann meine Frau aus dem Hause jagen? Wie konnte die demokratische Partei das leiden? Habe ich das um Euch verdient?«

Immer verlegner schaute der arme Freuder zu Boden; endlich aber faßte er Muth und sagte:

»Das ist eine trübe und traurige Geschichte, Herr Doktor, aber ich muß Ihnen reinen Wein einschenken, Sie dürfen uns das nicht so hoch anrechnen. Ihre Frau hat [815] die Demokratie verrathen, hat sich ganz der Reaktion in die Arme geworfen, — und — — —«

Aber wieder schwieg der arme Freuder, denn er konnte sich nicht entschließen, dem mit furchtbarer Spannung zuhorchenden Schubert die ganze Wahrheit zu sagen.

»Sprechen Sie, Freuder!« rief Schubert mit furchtbarer Ruhe. »Sprechen Sie, ich bin auf Alles gefaßt und ich bitte Sie um unserer alten Freundschaft willen, sagen Sie mir die volle Wahrheit, die ganze volle Wahrheit. Was ist hier geschehen?«

»Nun, Herr Doktor, wenn Sie es doch einmal wissen wollen. — Das Gerücht geht in der Stadt, — aber ich möchte es nicht verbürgen, man spricht ja so Vieles — es ist gewiß nicht richtig.« »Welches Gerücht?« —

»Das Gerücht sagt, Frau Doktorin Schubert habe nicht nur dem Regierungsrathe Baldemann die Geheimnisse unserer Partei

verrathen, sie habe ihm auch — — —«

»Was weiter, was weiter?« —

»Sie habe ihm auch,« platzte der Mann heraus, »die Tochter verkuppelt.«

Das war Schuberts dunkle Ahnung gewesen, und dennoch traf ihn der Schlag mit furchtbarer Heftigkeit, dennoch glaubte er ihn nicht ertragen zu können. Er mußte sich, damit er nicht umsank, an das Haus lehnen. Alle seine Lebenshoffnungen, sein ganzes Lebensglück schien in einem Augenblicke zertrümmert.

Aber nein, das war ja nur ein Gerücht, ein dunkles, unbestimmtes Gerücht, und wie oft trügen, wie oft lügen nicht Gerüchte? Röschen, jenes reine liebliche Kind, das [816] er so unschuldig der Fürsorge der Mutter hinterlassen hatte, Röschen konnte — konnte nicht gefallen sein.

Wieder faßte er neue Hoffnung, er glaubte diesem Gerüchte nicht, die Wahrheit desselben war ganz unmöglich.

»Kommen Sie Freund« sagte er, nachdem er sich ein wenig gefaßt hatte, »kommen Sie, führen Sie mich zu meinem unglücklichen Weibe. Das sind Gerüchte, die Sie mir erzählt haben, aber ich bin überzeugt, es sind unwahre, lügnerische Gerüchte. Man verleumdet ja die lieblichste Unschuld, man wird auch mein Röschen verleumdet haben.«

Freuder schüttelte mit einer Thräne im Auge den Kopf, aber er wagte es nicht, den Glauben des unglücklichen Vaters zu stören. So ging er diesem denn voran, und er schlug den Weg nach der dunkelsten und entlegensten Gasse von Warburg ein, nach jener Gasse, welche der Schlupfwinkel theils des Verbrechens, theils der furchtbarsten Armuth war, nach jenen Gegenden, in deren ungesunden, eng zusammengedrängten Häusern diejenigen wohnten, die kein anderes Asyl zu finden vermochten.

Schubert schauderte, als er dem Manne folgte, und als er sah, daß sein Weib in jener furchtbaren Gegend der Stadt wohnte; aber jetzt, nachdem er jenes Gerücht gehört hatte, jetzt konnte ihn fast Nichts mehr erschüttern, jetzt war er stark geworden und

abgehärtet. Er wünschte es, Frau und Kind im tiefsten Elend zu finden, denn das war ja der beste Beweis dafür, daß Röschen nicht entehrt sei.

So schritten die beiden Männer vorwärts durch die dunkle Nacht, durch die menschenleeren Straßen von Warburg, nur hier und dort begegnete ihnen ein einzelner Bür[817]ger, der ruhig nach Hause ging und sich wenig um die beiden einsamen Wanderer kümmerte.

Sie waren bis in die äußerste Vorstadt gekommen, da blieb Freuder vor einem kleinen Häuschen stehen, vor einer Hütte, der schlechtesten in der ganzen Gegend. Ein kleines schmales Fenster ging von diesem Hüttchen auf die Straße, und dies Fenster war zum Theil ohne Scheiben, die nur durch vorgeklebte Papierstücke ersetzt wurden. Ein trüber Lichtschein fiel aus dem traurigen Häuschen auf die Straße.

»Wir sind am Ziele, Herr Doktor,« sagte Freuder mit leisem, betrübtem Tone.

»Hier also wohnt mein unglückliches Weib,« fragte Schubert, und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, als er auf das jämmerliche Haus blickte. Freuder nickte bejahend.

»Leben Sie wohl, Herr Freuder; ich danke Ihnen, danke Ihnen herzlich; wie tief Sie mich auch durch Ihre Mittheilungen betrübt haben, Sie haben mir als Freund die Wahrheit gesagt.«

Schweigend drückte der ehrliche Mann dem Doktor Schubert die Hand und eine große, schwere Thräne rollte ihm über die Wange; dann ging er schnell fort, er konnte nicht länger bleiben, das Herz war ihm gebrochen bei dem Anblick dieses unglücklichen Vaters, der doch so stark sein Schicksal ertrug.

Schubert klopfte an die niedrige Thür des Hauses und einen Augenblick später that sie sich auf. Röschen öffnete, erstaunt auf den Fremden blickend, der sie noch zu so später Abendstunde heimsuchte. Als sie den Vater erkannte, da stieß sie einen lauten Schrei der Freude aus und flog Schubert an den Hals, stürmisch umarmte sie den geliebten [818] Vater, aber im nächsten Augenblicke

ließ sie ihn los und stand dann mit Blut übergossener Wange, mit thränendem Blick zu Boden schauend, vor ihm.

»Mein Kind, mein theures, liebes Kind!« so rief Schubert und in der Freude des Wiedersehens da vergaß er all' die dunkeln Ahnungen, die ihn gepeinigt hatten, da vergaß er das grausenvolle Gerücht, von dem er gehört hatte, er sah sein Kind vor sich, so schön, so lieblich, wie früher freilich bleicher, nicht mehr mit der rosigen Farbe der Gesundheit auf den Wangen, aber deshalb nicht weniger schön.

Aber sein zweiter Gedanke schon galt der kranken Frau.

»Wo ist die Mutter, und wie geht es ihr?«

Röschen blickte zu Boden, und große, schwere Thränen entrollten ihren Augen.

»Sie hat so sehr gewünscht, Dich noch einmal zu sehen«, entgegnete sie; und welches Glück ist es, daß Du noch kommt, daß Du noch [zur] rechten Zeit da bist. Komm, Vater, wie wird die arme Mutter sich freuen, wenn sie Dich wiedersieht.« Und sie zog den Vater mit sich fort in ein kleines enges, ärmliches Stübchen, welches unmittelbar an den Flur stieß und zugleich die Küche war. Es war das einzige Stübchen in dem Hause, das Wohnzimmer, das Schlafzimmer der ganzen Familie. Eine kalte Kellerluft wehte Schubert entgegen, als er in das enge Gemach trat, und fast entsetzt bebte er zurück, als sein Blick auf ein jämmerliches Strohlager fiel, und als er auf diesem bleich, abgezehrt, ein wahres Bild des Todes, die Frau liegen sah, die er vor einem halben Jahre verlassen hatte. Welche Veränderungen hatten sechs Monate bei dieser Frau hervorgebracht. Frau Schubert [819] war kaum mehr wiederzuerkennen, so hatten Krankheit und Kummer in ihren Gesichtszügen gewüthet, und nur die großen, schwarzen, brennenden Augen waren noch dieselben geblieben; aber sie strahlten noch unheimlicher, noch geisterhafter aus den bleichen, abgefallenen Gesichtszügen hervor, wie früher.

Die Kranke blickte Schubert entgegen ohne ein Zeichen der Freude oder der Theilnahme; nur einen tiefen Seufzer stieß sie aus

und mit schwerer Kraftanstrengung richtete sie sich ein wenig von dem Strohlager auf.

»Du kommst,« sagte sie mit schwacher, zitternder Stimme, »Du kommst. — Ich danke Gott dafür, daß ich noch einmal Dich sehen, Dich um Verzeihung bitten kann. Wir haben gefürchtet und gehofft. — Mein letzter Wunsch ist erfüllt, meine letzten Augenblicke werden ruhig sein, da Du hier bist.«

Eine heiße Thräne drängte sich in Schuberts Auge, als er diese Worte, schwach und zitternd, von den Lippen seiner Frau hörte. Wohl hatte er ihr im Herzen Vorwürfe gemacht, aber als er dieses Bild des Jammers und des Elendes sah, jene Frau, welcher schon der Tod die Stirn beschattete, da vermochte er nicht länger zu zürnen, da löste sich aller Zorn in Wehmuth und Milde auf.

Er trat an das Lager der Kranken und ergriff ihre Hand, welche im wilden, heftigen Fieber glühend brannte.

»Meine arme, arme Marie,« sagte er, »so muß ich Dich wiederfinden, so krank und elend?«

»Ich habe nur noch wenige Stunden, vielleicht noch wenige Augenblicke zu leben«, fuhr Frau Schubert mit schwacher Stimme fort. »Komm, Carl, setze Dich zu mir, [820] ich vermag nicht laut zu sprechen, und doch muß ich Dir beichten vor meinem Tode, damit ich ruhig ins Jenseits gehen kann.«

Schubert setzte sich auf einen kleinen Sessel neben das Lager der Frau, und hielt ihre Hand in der seinigen und drückte sie zärtlich.

»Sprich jetzt nicht von der Vergangenheit, Marie, erhole Dich, damit Dir die Aufregung über meine Ankunft nicht schadet.«

Frau Schubert schüttelte leise den Kopf. — »Nein, mein Carl, meine Zeit ist kostbar. Heut Morgen sagte der Arzt zu Röschen — ich habe es wohl gehört — daß ich wohl schwerlich den Abend erleben würde. Aber ich wollte ihn erleben, denn alle meine Hoffnung ging ja dahin, daß ich Dich noch einmal sehen möchte und nun ist dieser Wunsch erfüllt. —«

Schubert wollte antworten, aber die Kranke winkte ihm mit der Hand, zum Zeichen, daß er sie nicht unterbrechen möge. Sie fuhr

fort und erzählte Schubert die ganze Geschichte der Vergangenheit, von dem Tage, wo er Warburg verlassen hatte, bis zu diesem Augenblicke. Mit matter, zitternder, oft kaum hörbarer Stimme erzählte sie, oft schien die Kraft die unglückliche Sterbende zu verlassen, aber noch lebte der gewaltige, starke Geist, und er bezwang den Körper; sie erzählte, sie beichtete, und kein unwahres Wort ging von ihren Lippen; sie schonte sich selbst nicht, sie hatte kein Mitleid für ihre eigene Schwäche, unbarmherzig deckte sie dieselben dem Gatten auf, der mit furchtbarer Spannung, in tiefster Seelenpein der grausenhaften Erzählung zuhorchte. Oft ballte sich vor innerm Grimm [821] seine Faust, oft mußte er sich Gewalt anthun, daß er nicht aufsprang, daß er nicht die Kranke unterbrach, daß er nicht forteilte, um sich zu rächen an dem Schändlichen, der Frau und Kind ins Unglück, in Noth und Schande gestürzt, der ihm selbst das theuerste Gut seines Lebens, die Ehre seiner Tochter, geraubt hatte.

Frau Schubert hatte geendet.

»Kannst Du mir verzeihen, Carl?« — fragte sie mit leiser, schon gebrochener Stimme, und ihr Blick hing flehend, forschend an den Augen ihres Mannes. — »O, Carl, — ich beschwöre Dich — laß mich nicht sterben ohne ein Wort der Liebe, ohne ein Wort der Verzeihung. — Siehe, das ist mein Gedanke gewesen seit Tagen, seit Wochen. — Ich weiß, daß der Tod mir nahe ist, schon fühle ich, wie meine Kräfte mich verlassen. — — Willst Du der Sterbenden verzeihen?« —

Schubert kämpfte einen furchtbaren, gewaltigen Kampf, einen Kampf, der seine ganze Seele erschütterte. Diese Frau, sie hatte ihn selbst schnöde verrathen, diese Frau, sie hatte ihm das liebste, das theuerste Glück auf Erden geraubt, sie hatte sein armes Kind geschändet, sie hatte nie ihn, immer nur sich selbst geliebt, und ihrem schnöden Eigennutze hatte sie der Tochter Ehre geopfert. Aber diese Frau war eine sterbende; in Noth, Jammer und Elend lag sie vor ihm auf dem erbärmlichen Strohlager, bleich, abgezehrt, ein Bild des Todes, und ihr Blick ruhte bittend auf seinem Angesicht,

um die Verzeihung oder die Verdammung in demselben zu lesen.

seinige umklammert, Ihre Hand hatte krampfhaft die seinige umklammert, ja er fühlte es, schon in den nächsten Minuten mußte die [822] Seele diesem schwachen, kranken Körper entfliehen. Durfte, konnte er der Sterbenden die Bitte abschlagen? Er durfte, er konnte es nicht.

Er beugte sich zu der Kranken nieder und drückte einen sanften Kuß auf ihren Mund, indem er leise sagte:

»Ja ich verzeihe Dir, Marie, ich verzeihe Dir von ganzem Herzen.«

Da umspielte ein freudiges Lächeln die Züge der Sterbenden, da stürzte auch Röschen vor dem Vater nieder, umfaßte seine Kniee und flehte laut weinend:

»Und auch mich verstößt Du nicht, Vater, — mich, Dein unglückliches Kind!« —

Heiße Thränen traten in die Augen Schuberts. — »Nein, nein, Du unglückliches Opfer, Du bist mein liebes theures Kind, und wenn auch die Welt Dich verläßt und Dich für entehrt hält, Du bist mein Kind und niemals werde ich Dich verlassen.«

Die Sterbende athmete schwächer, er beugte sich zu ihr hernieder und er sah den Tod, den unerbittlichen nahen. Aber freudig ging Frau Schubert den letzten Augenblicken entgegen, ein heiteres Lächeln umspielte ihre Lippen und sie flüsterte dem Gatten die letzten Worte zu:

»Jetzt bin ich glücklich, Carl, denn Du hast mir verziehen. —«

Auch Röschen war zum Sterbebette der Mutter niedergekniet, sie hielt die eine Hand der Kranken, während Schubert die andere erfaßt hatte, und traurig weinend stand der kleine Knabe auf der anderen Seite des Strohlagers.

Eine tiefe Stille, nur unterbrochen durch das heftige, schnell röchelnde Athmen der Kranken, herrschte in dem klei[823]nen Gemach, da wurde dieselbe plötzlich durch ein heftiges Klopfen an der Hausthür unterbrochen und eine barsche Stimme rief:

»Aufgemacht da drinnen, im Namen des Gesetzes aufgemacht!«

Erschreckt fuhr Frau Schubert noch einmal von ihrem Lager auf und blickte wirr und entsetzt um sich, Röschen sprang auf und eilte, tief erstaunt über die unvermuthete Störung, nach der Thür. Als sie geöffnet hatte, wurde sie hart zurückgedrängt und der Polizeiwachtmeister Weise mit zwei andern Polizisten schritt ohne zu fragen durch die Thür, er trat ein, legte die Hand auf Schuberts Schulter und sagte:

»Im Namen des Gesetzes, Herr Doktor Schubert, verhafte ich Sie!«

Schubert hatte in den letzten Stunden so viel des Jammers, so viel der Trübsal erlebt, daß ihn Nichts mehr zu erschrecken vermochte. Mit einem verächtlichen Blicke maß er den Polizisten und wies auf das Sterbebett seiner Frau, indem er sagte:

»Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen entfliehe, sehen Sie dort meine Frau im Sterben und haben Sie einmal in Ihrem Leben ein menschliches Herz. Bewachen Sie meinethalben dieses Haus, aber gönnen Sie mir einige Stunden, um die letzten Augenblicke bei der Sterbenden zu bleiben.«

»Nichts da, Herr!« rief der Polizeiwachtmeister mit seiner gewohnten Brutalität aus. »Sie sind verhaftet, hier ist der vom Herrn Polizeipräsidenten ausgestellte Verhaftsbefehl. Sie haben mich augenblicklich zu begleiten! —«

»Herr, haben Sie denn kein menschliches Gefühl im [824] Busen? Wollen Sie mich vom Sterbebette der Frau hinwegreißen?«

»Das geht mich Alles nichts an, Sie sind verhaftet, Herr!«

»Nun wohl, ich werde Ihnen folgen; aber ein Wort des Abschiedes von meiner sterbenden Frau werden Sie mir doch vergönnen?«

»Meinetwegen!« entgegnete der Polizeiwachtmeister mit einem herablassend gütigen Tone, »man muß auch menschlich sein.«

Schubert kniete nieder zu dem Lager seiner Frau, er ergriff ihre Hand, er beugte sich herab, um einige leise Worte des Abschiedes der Sterbenden zuzuflüstern, aber es war zu spät, die Hand lag schwer und leblos in der seinigen, Frau Schubert hatte bereits

geendet. Noch einen Kuß drückte Schubert auf die Lippen seiner dahin geschiedenen Gattin, dann schloß er ihr die Augen, stand auf und wendete sich mit kalter Ruhe zu dem Polizeiwachtmeister:

»Ich bin bereit, Ihnen zu folgen. Der Schreck hat meine Frau getödtet, sie bedarf meiner nicht mehr.«

Entsetzt wendete sich der Polizeiwachtmeister zu dem Lager der Leiche.

»Kommen Sie, Herr Doktor«, sagte er leiser und fast klang ein Ton des Mitleides durch seine Stimme, »denn ich muß Sie verhaften, ich habe den bestimmtesten Befehl. Wahrhaftig, ich kann nicht anders.«

EINUNDZWANZIGSTES CAPITEL.

SCHLUSS.

ACHT TAGE WAREN VERGANGEN. Schubert war noch immer im Gefängniß; aber vergeblich hatte sich der Polizeipräsident bemüht, eine Anklage gegen den Gefangenen zusammenzuschmieden. Der Staatsanwalt lehnte jede Anklage ab, denn auch nicht die Spur eines Verdachtes, einer unerlaubten Handlung war gegen den Gefangenen zu finden. So mußte Herr von Walter denn, wie ungern er es auch that, Schubert wieder in Freiheit setzen, aber mit dem Bedeuten, daß er binnen 24 Stunden die Stadt verlasse, widrigenfalls ihm schwere Strafe angedroht war.

In den acht Tagen, welche Schubert im Gefängnisse zugebracht hatte, war auch Markmanns Prozeß vor den Geschwornen entschieden worden. Man hatte gegen Markmann mit vieler Kunst eine Anklage zusammengeschmiedet, aber diese Anklage war so absurd, so lächerlich, man hatte so wenig triftige Gründe finden können, daß man mit aller [826] Anstrengung nicht vermochte, auch nur die Spur eines Beweises aufzubringen.

Falsche Zeugen waren freilich in genügender Masse herbeigeschafft worden und der Polizeipräsident selbst, einige andere Polizisten, sowie der Redakteur der neuen Warburger Zeitung, Herr Göschel, figurirten unter diesen; aber vor der Oeffentlichkeit konnten solche Zeugnisse nicht bestehen. Die Zeugen widersprachen sich gegenseitig; die Entlastungszeugen für Markmann sprachen so offen, so unverhohlen, so ehrlich die Wahrheit, daß Niemand an ihren Aussagen zu zweifeln vermochte. Die Belastungszeugen widersprachen sich so oft, sagten so oft das

ungereimteste Zeug aus, daß kein irgend vorurtheilsfreier Mann einen Zweifel an der Wahrheit ihrer Aussagen zu unterdrücken vermochte.

Die Briefe Webers, durch welche Markmann kompromittirt sein sollte, waren unzweideutig nachgeahmt, verfälscht, die Sachverständigen sprachen sich so entschieden für diese Fälschung aus, daß auch darüber kein Zweifel mehr bestehen konnte, und obgleich Herr von Walter die Geschworenen für den Markmannschen Prozeß auf das Sorgfältigste ausgewählt hatte, obgleich er glaubte, eines günstigen Erfolges sicher zu sein, so wurde doch Markmann einstimmig für nichtschuldig erklärt, ja, der Staatsanwalt hatte der Oeffentlichkeit gegenüber nicht den Muth, das künstlich zusammengefügte Gebäude seiner Anklage aufrecht zu erhalten, er trug selbst auf Nichtschuldig an.

Unter dem Jubel des Volks von Warburg wurde Markmann frei gesprochen, der Freiheit wieder gegeben.

Auch Schubert verließ sein Gefängniß und kehrte in [827] die eigene jämmerliche Wohnung zurück, in der seine Gattin gestorben war. Frau Schubert war während der Zeit seiner Gefangenschaft begraben worden, aber Röschen und der Bruder wohnten noch in der elenden Hütte.

Als Schubert in das enge Kämmerchen trat, traf er daselbst seinen Freund Markmann. Schweigend umarmten sich die beiden Freunde, sie vermochten ihren Gefühlen keine Sprache zu verleihen und erst nach langer Zeit vermochten sie sich zu fassen, sie hatten ja Beide so Vieles, so Furchtbares in der Zeit ihrer Trennung erlebt.

Noch an demselben Tage verließ Schubert mit seinen beiden Kindern Warburg, um nach Turin zurückzukehren. Markmann, der stets bereitwillige Freund, hatte ihn mit den Mitteln versehen, um mit seinen Kindern die Reise machen zu können, und er begleitete Schubert nach der Eisenbahn.

»Lebe wohl, Freund«, sagte er, »lebe wohl. Auch ich würde Dir folgen, aber ich halte es für meine Pflicht, für eine heilige theure Pflicht jedes Volksmannes, noch zurückzubleiben, das Vaterland

nicht zu verlassen, bis zum letzten Augenblicke. Auch Du wirst einst zurückkehren, Schubert, denn, wie furchtbar auch jetzt das Unglück unserm Vaterlande zu drohen scheint, die Zeit der Vergeltung kommt, sie wird, sie muß kommen!«

Zweifelnd schüttelte Schubert das Haupt, aber Markmann fuhr fort, indem er noch einmal dem Freunde die Hand drückte:

»Zweifle nicht an der Zukunft, weil die Gegenwart Dich hart drückt. Glaubst Du, daß ein Volk, wie das [828] deutsche, lange das Joch der Sklavenkette zu tragen vermag? Glaubst Du, daß es in ohnmächtigem Grimme sich selbst verzehren werde? Nein wahrlich, Schubert, ich habe ein besseres Zutrauen zu unserm Vaterlande, und noch einmal rufe ich Dir beim Abschiede zu: Auch Du wirst zu uns zurückkehren, denn die Zeit der Vergeltung ist nahe! —«

ZU DIESEM E-BOOK

Cover
Eduard Gaertner:
Barrikade nach Kämpfen in der Breiten Straße [in Berlin].
Aquarellierte Bleistiftzeichnung auf Papier. 1848.

Editorische Bemerkung
Rechtschreibung und Zeichensetzung blieben, bis auf offensichtliche Druckfehler, unverändert; die Anführungszeichen wurden durch die französische Variante ersetzt (»«). — Die Seitenzahlen der Originalausgabe finden sich, angegraut und klein, in eckigen Klammern.

Textvorlage
Adolph Streckfuß:
Der Ausgewiesene. Politische Novelle.
In: Ders.: Das Volksarchiv.
Eine Sammlung geschichtlicher Erzählungen aus der neuesten Zeit, Biographien berühmter Freiheits-Kämpfer u.s.w.
Bd. 1 (1850). Berlin: Wilhelm Corduan, 1850.
S. 627–828.
Google-Scan plus eigene OCR.

© whink | im März 2026
whink44@posteo.de